



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Das fremde Kind.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

Schwester ein zweites Märchen zu schreiben, und weniger in fantastischem Uebermuth zu luxuriren, frömmere, kindlicher zu seyn, als im Rusknaeker und Mausekönig. Das Märchen ist fertig, Ihr sollt es hören."

Lothar las :

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann, der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, das er von seinem verstorbenen Vater, dem alten Herrn von Brakel, geerbt hatte, und das mithin sein Eigenthum war. Die vier Bauern, die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie sie, mit schlicht ausgekämmtten Haaren einberging, und nur Sonntags, wenn er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Felix und Christlieb geheßen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, statt der groben Tuchjacke, die er sonst trug, ein feines grünes Kleid und eine rothe Weste mit goldenen Brossen anlegte, welches ihm recht gut stand. Eben dieselben Bauern pflegten auch, fragte man sie: „Wo komme ich denn hin zum Herrn von Brakel?“ jedesmal zu antworten: „Nur immer vorwärts durch das Dorf den Hügel herauf, wo die Birken stehen, da ist des gnädigen Herrn Schloß!“ Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude seyn muß mit vielen Fenstern und Thüren, ja wohl gar mit Thürmen und funkelnden Windfahnen; von dem allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu spüren, viel mehr stand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenstern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geschieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Thor eines großen Schlosses plötzlich still steht, und angehaucht von der herausströmenden eiskalten Luft, angestarrt von den todtten Augen der seltsamen Steinbilder, die wie grauliche Wächter sich an die Mauer lehnen, alle Luft verliert hineinzugethen, sondern lieber umkehrt, so war das bei dem kleinen Hause des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Datten nehmlich schon im Wäldchen die schönen schlanken Birken mit ihren betäubten Ästern, wie mit zum Gruß ausgestreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten sie im frohen Wäldchen und Säuseln uns zugewispert: „Willkommen, willkommen unter uns!“ so war es denn nun vollends bei dem Hause, als riesen hohe Stimmen aus den spiegelhellen Fenstern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, süßtönend heraus: „Komm doch nur herein, Du lieber müder Wanderer, hier ist es gar hübsch und gastlich!“ Das bestätigten denn auch die Nest hinein, Nest hinaus lustig zwitschernden Schwalben, und der alte stattliche Storch schaute ernst und klug vom Rauchfang herab, und sprach: „Ich wohne nun schon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein besseres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiselust bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier so kalt, und das Holz so theuer, niemals rührte ich mich von der Stelle.“ — So anmuthig und hübsch, wenn auch gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Besuch.

Die Frau von Brakel stand eines Morgens sehr früh auf, und buk einen Kuchen, zu dem sie viel mehr Mandeln und Rosinen verbrauchte, als selbst zum Osterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher gerieth als dieser.

Während dessen klopfte und bürstete der Herr von Brakel seinen grünen Rock und seine rothe Weste aus, und Felix und Christlieb wurden mit den besten Kleidern angethan, die sie nur besaßen. „Ihr dürft,“ so sprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, „heute nicht herauslaufen in den Wald wie sonst, sondern müßt in der Stube ruhig sitzen bleiben, damit Ihr sauber und hübsch aussieht, wenn der gnädige Herr Dankel kommt!“ — Die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel, und strahlte golden hinein in die Fenster, im Wäldchen sauste der Morgenwind, und Hink und Zeißig und Nachtigall jubilirten durch einander, und schmetterten die lustigsten Liedchen. Christlieb saß still und in sich gekehrt am Tische; bald zapfte sie die rothen Bandschleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald versuchte sie emsig fortzukriechen, welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein schönes Bilderbuch in die Hände gegeben, schaute über die Bilder hinweg nach dem schönen Birkenwäldchen, in dem er sonst jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzenslust herumspringen durfte. „Ach draußen ist's so schön,“ seufzte er in sich hinein; doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheßen, klaffend und knurrend vor dem Fenster herumsprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte, und auf's Neue kurrte und bellte, als wolle er dem kleinen Felix zurufen: „Kommst Du denn nicht heraus in den Wald? was machst Du denn in der dumpfigen Stube?“ da konnte sich Felix gar nicht lassen vor Ungebuld, „Ach, liebe Mama, laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!“ so rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiderte: „Nein, nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß schon, wie es geht, so wie Du hinausläufst, muß Christlieb hinterdrein, und dann hüsch, hüsch durch Busch und Dorn, hinaus auf die Bäume! Und dann kommt Ihr zurück erbigt und beschmüht, und der Dankel sagt: Was sind das für häßliche Bauernkinder, so dürfen keine Brakels aussehen, weder große noch kleine.“ Felix klappte voll Ungebuld das Bilderbuch zu, und sprach, indem ihm die Thränen in die Augen traten, kleinlaut: „Wenn der gnädige Herr Dankel von häßlichen Bauernkindern redet, so hat er wohl nicht Vollrads Peter und Hentschels Antlitz oder alle unsere Kinder hier im Dorfe gesehen; denn ich wüßte doch nicht, wie es hübschere Kinder geben sollte als diese.“ „Ja wohl,“ rief Christlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, „und ist nicht auch des Schulzen Grete ein hübsches Kind, wiewohl sie lange nicht solche schöne rothe Bandschleifen hat, als ich?“ „Sprecht nicht solch dummes Zeug,“ rief die Mutter halb erzürnt, „Ihr versteht das nicht, wie es der gnädige Dankel meint.“ Alle weitere Vorstellungen, wie es gerade heute gar zu herrlich im Wäldchen sey, halfen nichts, Felix und Christlieb mußten in der Stube bleiben, und das war um so peinlicher, als der Gastkuchen, der auf dem Tische stand, die süßesten Gerüche verbeitete, und doch nicht früher angeschnitten werden durfte, bis der Dankel angekommen. „Ach, wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme!“ so riesen beide Kinder, und weinten beinahe vor Ungebuld. Endlich ließ sich ein starkes Pferd getrappel vernehmen, und eine Kutsche fuhr vor, die so blank und mit goldenen Zierrathen reich geschmückt war, daß die Kinder in das größte Erstaunen geriethen, denn sie hatten dergleichen noch gar nicht gesehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutschenschlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel an dessen Wange er zweimal sanft die feine legte, und leise lächelnd: „Bonjour, mein lieber Vetter; nur gar keine Umstände, bitte ich.“ Unterdessen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit sehr rothen Backen, und zwei Kinder, einen Knaben und ein

Mädchen aus der Kutsche zur Erde hinab gleiten lassen, welches er sehr geschickt zu machen wußte, so daß jeder auf die Füße zu stehen kam. Als sie nun alle standen, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeschärft worden, Felix und Christlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern Mannes und sprachen (dieselbe küßend): „Seyn Sie uns recht schön willkommen, lieber gnädiger Herr Dankel!“ dann machten sie es mit den Händen der kleinen dicken Dame oben so, und sprachen: „Seyn Sie uns recht schön willkommen, liebe gnädige Frau Tante!“ dann traten sie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft stehen, denn solche Kinder hatten sie noch niemals gesehen. Der Knabe trug lange Pumpshosen und ein Häkchen von scharlachrothem Tuch über und über mit goldenen Schnüren und Tressen besetzt, und einen kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine seltsame rothe Mütze mit einer weißen Feder, unter der er mit seinem blaßgelben Gesichtchen und den trüben schläfrigen Augen blöd und scheu hervorstuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an, wie Christlieb, aber mit erschrecklich vielen Bändern und Spigen, auch waren ihre Haare ganz seltsam in Böpfe geflochten, und spitz in die Höhe herausgewunden, oben funkelte aber ein blankes Kronchen. Christlieb faßte sich ein Herz, und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die Hand schnell zurück, und zog sich ein verdrüssliches weinerliches Gesicht, das Christlieb ordentlich davor erschrak, und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben schönen Säbel ein bißchen näher ansehen, und faßte darnach, aber der Junge fing an zu schreien: „Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen!“ und lief zum hagern Mann, hinter den er sich versteckte. Felix wurde darüber roth im Gesicht, und sprach ganz erzürnt: „Ich will Dir ja Deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge!“ Die letzten Worte murmelte er nur so zwischen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört, und schien sehr verlegen darüber zu seyn, denn er knöpfelte an der Weste hin und her, und rief: „Ei Felix!“ Die dicke Dame sprach: „Adelgundchen, Hermann, die Kinder thun Euch ja nichts, seyd doch nicht so blöde,“ der hagere Herr lispelte aber: „Sie werden schon Bekanntschaft machen,“ ergriff die Frau von Brakel bei der Hand, und führte sie ins Haus; ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame, an deren Schlepplieb sich Adelgundchen und Hermann hingen. Christlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jetzt wird der Kuchen angeschnitten,“ flüsterte Felix der Schwester ins Ohr. „Ach ja, ach ja,“ erwiderte diese voll Freude. „Und dann laufen wir auf und davon in den Wald,“ fuhr Felix fort, „und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht,“ setzte Christlieb hinzu. Felix machte einen Luftsprung; so kamen sie in die Stube. Adelgunde und Hermann durften keinen Kuchen essen, weil sie, wie die Kellern sagten, das nicht vertragen könnten; sie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Christlieb bißen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht, und waren guter Dinge.

Wie es weiter bei dem vornehmen Besuche herging.

Der hagere Mann, Gyprianus von Brakel geheissen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indessen weit vornehmer als dieser. Denn außerdem, daß er den Grafentitel führte, trug er auch auf jedem Rock, ja sogar auf dem Pudermantel, einen großen silbernen Stern. Deshalb hatte, als er schon ein Jahr früher, jedoch ganz allein, ohne die dicke Dame, die seine Frau war, und ohne die Kinder, bei dem Herrn

Thaddäus von Brakel, seinem Vetter, auf eine Stunde einsprach, Felix ihn auch gefragt: „Höre mal, gnädiger Herr Dankel, Du bist wohl König geworden?“ Felix hatte nemlich in seinem Bilderbuche einen abgemalten König, der einen dergleichen Stern auf der Brust trug, und so mußte er wohl glauben, daß der Dankel nun auch König geworden sey, weil er das Zeichen trug. Der Dankel hatte damals sehr über die Frage gelacht, und geantwortet: „Nein, mein Söhnchen, König bin ich nicht, aber des Königs treuester Diener und Minister, der über viele Leute regiert. Gehörst Du zu der Gräflich von Brakelschen Linie, so könntest Du vielleicht auch künftig solch einen Stern tragen, wie ich; aber so bist Du freilich nur ein simpler Bon, aus dem nicht viel Rechtes werden wird.“ Felix hatte den Dankel gar nicht verstanden, und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das sey auch gar nicht vornehmlich. — Jetzt erzählte der Dankel seiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten; da rief sie: „D süße liebe rührende Unschuld!“ Und nun mußten beide, Felix und Christlieb, hervor aus dem Dankel, wo sie unter Küchern und Kuchen den Dankel brachten. Die Mutter säuberte beiden sogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Rosinenresten, und übergab sie so dem gnädigen Dankel und der gnädigen Tante, die sie unter lauten Ausrufungen: „D süße liebe Natur! o ländliche Unschuld!“ küßten und ihnen große Tuten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und seiner Frau standen die Thränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indessen die Güte geöffnet, und Bonbons herausgefunden, auf die er tapfer zubiß, welches ihm Christlieb sogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen,“ rief der gnädige Dankel, „so geht das nicht, Du verbißst Dir ja die Zähne; Du mußt fein so lange an dem Zuckerwerke lutschen, bis es im Munde zergeht.“ Da lachte aber Felix beinahe laut auf, und sprach: „Ei, lieber gnädiger Dankel, glaubst Du denn, daß ich ein kleines Windelkind bin und lutschen muß, weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum Beißen?“ Und damit steckte er ein neues Bonbon in den Mund, und biß so gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität,“ rief die dicke Dame; der Dankel stimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus standen die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beschämt, und die Mutter raunte ihm ins Ohr: „Küßliche nicht so mit den Zähnen, unartiger Junge!“ Das machte den armen Felix, der nichts Uebles zu thun glaubte, ganz bestürzt; er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langsam aus dem Munde, legte es in die Tüte, und reichte diese dem Dankel hin, indem er sprach: „Nimm nur Deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht essen soll.“ Christlieb, gewohnt in Allem Felixens Beispiel zu folgen, that mit ihrer Tüte dasselbe. Das war dem armen Thaddäus zu arg, er brach los: „Ach, mein geehrter gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur endlich auf dem Lande und in so beschränkten Verhältnissen — Ach, wer nur solche gesittete Kinder erziehen könnte, wie Sie!“ — Der Graf Gyprianus lächelte selbstgütlich und vornehm, indem er auf Hermann und Adelgundchen hinblickte. Die hatten längst ihren Zwieback verzehret, und saßen nun stumm und still auf ihren Stühlen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem sie lispelte: „So, lieber Herr Vetter, die Erziehung unserer lieben Kinder liegt uns mehr als Alles am Herzen.“ Sie gab dem Grafen Gyprianus einen Wink, der sich alsobald an Hermann und Adelgundchen wandte und allerlei Fragen an sie richtete, die sie mit der größten Schnelligkeit beantworteten; da war von vielen Städten, Flüssen und Bergen die

Rede, die viele tausend Meilen ins Land hinein liegen sollten, und die seltsamsten Namen trugen. Eben so wußten beide ganz genau zu beschreiben, wie die Thiere aussähen, die in wilden Gegenden der entferntesten Himmelsstriche wohnen sollten. Dann sprachen sie von fremden Gebirgen, Bäumen und Früchten, als ob sie sie selbst gesehen, ja wohl die Früchte selbst gekostet hätten. Hermann beschrieb ganz genau, wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen, und wußte alle Generale, die dabei zugegen gewesen, mit Namen zu nennen. Zuletzt sprach Adelgunde fogar von den Sternen, und behauptete, am Himmel säßen allerlei seltsame Thiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz angst und bange, er näherte sich der Frau von Brakel, und fragte leise ins Ohr: „Ach Mama! liebe Mama! was ist denn das Alles, was die dort schwagen und plappern?“ „Halts Maul, dumme Junge,“ raunte ihm die Mutter zu, „das sind die Wissenschaften!“ Felix verstummte. „Das ist erstaunlich, das ist unerhört! in dem jungen Alter!“ so rief der Herr von Brakel einmal über das andere, die Frau von Brakel aber seufzte: „O mein Herr Gemine! o was sind das für Engel! o was soll denn aus unsern Kleinen werden, hier auf dem öden Lande.“ Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einstimmt, tröstete beide der Graf Cyprianus, indem er versprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuschicken, der ganz umsonst den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdessen war die schöne Kutsche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwei großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Hermann, und überreichten sie der Christlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielsachen mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinsten Sorte,“ so sprach Hermann sich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen lassen, er war traurig, selbst wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen, und murmelte: „Ich heiße nicht Mon schär, sondern Felix, und auch nicht Sie, sondern Du.“ — Der Christlieb war auch das Weinen näher als das Lachen, unerachtet aus der Schachtel, die sie von Adelgunden erhalten, die süßesten Düfte frönten wie von allerlei schönen Nischereien. An der Thüre sprang und bellte nach seiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling; Hermann entsetzte sich aber so sehr vor dem Hunde, daß er schnell in die Stube zurückließ, und laut zu weinen anfing. „Er thut Dir ja nichts,“ sprach Felix, „warum heulst und schreiest Du so? es ist ja nur ein Hund, und Du hast ja schon die schrecklichsten Thiere gesehen? Und wenn er auch auf Dich zutreten wollte, Du hast ja einen Säbel?“ Felixens Jureden half gar nichts, Hermann schrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Armen nehmen, und in die Kutsche tragen mußte. Adelgunde plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen, oder Gott weiß, aus welcher andern Ursache, fing ebenfalls an heftig zu heulen, welches die arme Christlieb so anregte, daß sie auch zu schluchzen und zu weinen begann. Unter diesem Geschrei und Gefamm der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und so endete der vornehme Besuch.

Die neuen Spielsachen.

So wie die Kutsche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und seiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thoddaus schnell den grünen Rock und die rothe Weste ab, und als er eben so schnell die weite Tuchjacke angezogen, und zwei bis dreimal mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Athem, dehnte sich und rief: „Gott sey

gedankt!“ Auch die Kinder zogen schnell ihre Sonntag Röckchen aus, und fühlten sich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!“ rief Felix, indem er seine höchsten Lustsprünge versuchte. „Wollt Ihr denn nicht erst sehen, was Euch Hermann und Adelgunde mitgebracht haben?“ So sprach die Mutter, und Christlieb, die schon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erst geschehen könne, nachher sey es ja wohl noch Zeit genug in den Wald zu laufen. Felix war sehr schwer zu überreden. Er sprach: „Was kann uns denn der alberne, pumphosigte Junge mit sammt seiner behänderen Schwester Großes mitgebracht haben? Was die Wissenschaften betrifft, i nun, die plappert er gut genug weg, aber erst schwagt er vom Löwen und Bären, und weiß wie man die Elephanten fängt, und dann fürchtet er sich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite, und heult und schreit und kriecht unter den Tisch. Das mag mir ein schöner Jäger seyn!“ „Ach, lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines Bischen die Schachteln öffnen!“ So bat Christlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu gefallen that, so gab er das in den Wald laufen vor der Hand auf, und setzte sich mit Christlieb geduldig an den Tisch, auf dem die Schachteln standen. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da — Nun, o meine vielgeliebten Leser! Euch allen ist es gewiß schon so gut geworden zur Zeit des fröhlichen Jahrmärktes, oder doch gewiß zu Weihnachten von den Aeltern oder andern lieben Freunden mit allerlei schmucken Sachen reichlich beschenkt zu werden. Denkt Euch, wie Ihr vor Freude jauchtet, als blanke Soldaten, Männchen mit Dreborgeln, schön gepuhte Puppen, zierliche Geräthschaften, herrliche, bunte Bilderbücher u. a. m. um Euch lagen und standen! Solche große Freude, wie Ihr damals, hatten jetzt Felix und Christlieb; denn eine ganz reiche Bescherung der niedrigsten, glänzendsten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabei gab es noch allerlei Naschwerk, so daß die Kinder einmal über das andere die Hände zusammenschlugen und ausriefen: „Si, wie schön ist das!“ Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung bei Seite, und als Christlieb hat den gläsernen Zucker doch wenigstens nicht zum Fenster heraus zu werfen, wie er es eben thun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte, und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indessen hineingeschwängelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmutig die Schnauze weg. „Siehst Du wohl Christlieb,“ rief Felix nun triumphirend, „nicht einmal Sultan mag das garstige Zeug fressen.“ Uebrigens machte dem Felix von den Spielsachen nichts mehr Freude als ein stattlicher Jägermann, der wenn man ein kleines Fädchen, das hinten unter seiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchse anlegte, und in ein Ziel schoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächstdem schenkte er seine Liebe einem kleinen Männchen, das Complimente zu machen verstand, und auf einer Harfe quinkelirte, wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Klinte und ein Hirschfänger, beides von Holz, und übersilbert, so wie eine stattliche Husarenmütze, und eine Patrontasche. Christlieb hatte große Freude an einer sehr schön gepuzten Puppe, und einem saubern vollständigen Hausrath. Die Kinder vergaßen Wald und Flur, und ergöhten sich an den Spielsachen bis in den späten Abend hinein. Dann gingen sie zu Bette.

Was sich mit den neuen Spielsachen im Walde zutrug.

Tages darauf gingen die Kinder es wieder da an, wo sie es Abends vorher gelassen hatten: das heißt, sie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielsachen

aus; und ergösten sich daran auf mancherlei Weise. Eben so wie gestern schien die Sonne hell und freundlich in die Fenster hinein, wisperten und lispelten die vom saufenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilirten Zeisig, Fink und Nachtigall in den schönsten luftigsten Ebdlein. Da wurde es dem Felix bei seinem Jäger, seinem kleinen Männchen, seiner Flinte und Patronentasche ganz enge und wehmüthig ums Herz. „Ach,“ rief er auf einmal, „draußen ist's doch schöner, komm Christlieb! laß uns in den Wald laufen!“ Christlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen, und war im Begriff sie wieder anzulegen, welches ihr viel Vergnügen machte; deshalb wollte sie nicht heraus, sondern bat: „Lieber Felix, wollen wir denn nicht noch hier ein bißchen spielen?“ „Weißt Du was, Christlieb,“ sprach Felix, „wir nehmen das Beste von unsern Spielsachen mit hinaus. Ich schnalle meinen Hirschfänger um, und hänge das Gewehr über die Schulter, da sehe ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, Du, Christlieb, kannst Deine große Puppe und das Beste von Deinen Geräthschaften mit nehmen. Komm nur, komm!“ Christlieb zog hurtig die Puppe vollends an, und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielsachen hinaus in den Wald, wo sie sich auf einem schönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile gespielt, und Felix ließ eben das Harfenmännlein sein Stückchen orgeln, als Christlieb anfing: „Weißt Du wohl, lieber Felix, daß Dein Harfenmann gar nicht hübsch spielt? Höre nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ding-Ding-Ding-Ding, die Vögel gucken so neugierig aus den Büschen, ich glaube, sie halten sich ordentlich auf über den albernen Musikanten, der hier zu ihrem Gefange spielen will.“ Felix drehte stärker und stärker an der Schraube, und riesendlich: „Du hast Recht, Christlieb! es klingt abscheulich, was der kleine Kerl spielt, was können mir seine Dienerrchen helfen — ich schäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit solch schlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl soll besser spielen — soll besser spielen!“ — Und damit drehte Felix so stark an der Schraube, daß krack krack — der ganze Kasten in tausend Stücke zerbrach, auf dem das Harfenmännlein stand, und seine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!“ rief Felix; „Ach das Harfenmännlein!“ rief Christlieb. Felix betrachtete einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, sprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der schlechtes Zeug aufspielte, und Gesichter und Diener machte, wie Better Pumphose,“ und warf den Harfenmann weit fort in das tiefste Gebüsch. „Da lobe ich mir meinen Jägermann,“ sprach er weiter, „der schießt einmal über das andere ins Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerziren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm ist's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele schießt, welches wie Papa sagt, gar keine Sache für einen Jägermann ist. Der muß im Walde schießen nach Hirschen — Mehen — Haasen, und sie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl soll nicht mehr nach dem Ziele schießen.“ Damit brach Felix die Zielschreibe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun schieß ins Freie,“ rief er, aber er mochte an dem Bächlein ziehn, so viel als er wollte, schlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchse an, er schloß nicht mehr los. „Ha ha,“ rief Felix, „nach dem Ziel, in der Stube, da konntest Du schießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimath ist, da gehts nicht. Fürchtest Dich auch wohl vor Hunden, und würdest, wenn einer käme, davon laufen mit sammt Deiner Büchse, wie Better Pumphose mit seinem Säbel!“ — „Si Du einfältiger nichtnütziger Bursche,“ damit schleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach

ins tiefe Gebüsch. „Komm! laß uns ein wenig laufen,“ sprach er dann zu Christlieb. „Ach ja lieber Felix,“ wiederete diese, „meine hübsche Puppe soll mit laufen, das wird ein Spaß seyn.“ Nun faßte jeder, Felix und Christlieb, die Puppe an einem Arm, und so gingen fort in vollem Laufe durchs Gebüsch den Hügel herab, und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Besitzthum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte, und wo er zuweilen wilde Enten anschießen pflegte. Hier standen die Kinder still, und Felix sprach: „Laß uns ein wenig passen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß, ob ich nicht im Röhricht eine Ente schießen kann, so gut wie der Vater.“ In dem Augenblick schrie aber Christlieb laut auf: „Ach meine Puppe, was ist aus meiner schönen Puppe geworden!“ Freilich sah das arme Ding ganz miserabel aus. Weder Christlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet, und so war es gekommen, daß sie sich an dem Stripp die Kleider ganz und gar zerrißen, ja beide Kleider gebrochen hatte. Von dem hübschen Wachsgesichtchen war auch beinahe keine Spur, so zerfiel und häßlich sahe es aus. „Ach meine Puppe, meine schöne Puppe,“ klagte Christlieb. „Da siehst Du nun,“ sprach Felix, „was für dumme Dinge uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das ist ja eine ungeschickte einfältige Erine, Deine Puppe, die nicht einmal mit uns laufen kann, ohne sich gleich Alles zu zerreißen und zu zerfetzen — gib sie nur her.“ Christlieb reichte die verunstaltete Puppe traurig dem Bruder hin, und konnte sich nicht lautem Schreies: „Ach, Ach!“ nicht enthalten, als der sie ohne Weiteres fortzuschleuderte in den Teich. „Gib Dich nur nicht,“ tröstete Felix die Schwester, „dann Dich nur ja nicht um das alberne Ding; schreie ich eine Ente, so sollst Du die schönsten Federn bekommen, die sich nur in den bunten Flügeln finden wollen.“ Er raufte sich in den bunteten Teich, da legte stracks Felix seine hölzerne Flinte an, setzte sie aber in demselben Augenblick wieder ab, und schaute nachdenklich vor sich hin. „Bin ich nicht auch selbst ein thörichter Junge,“ fing er dann leise an, „gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Blei, und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu ist überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirschfänger? — Auch von Holz! — der schneidet und ficht nicht — des Better's Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehen, als er sich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke schon, Better Pumphose hat mich nur zum Besten gehabt mit seinen Spielsachen, die was vorstellen wollen und nichts nützliches Zeug sind.“ Damit schleuderte Felix Flinte, Hirschfänger, und zuletzt noch die Patronentasche in den Teich. Christlieb war doch betrübt über den Verlust der Puppe, und auch Felix konnte sich des Unmuths nicht erwehren. So schlüpfen sie nach Hause, und als die Mutter fragte: „Kinder, wo habt Ihr Eure Spielsachen?“ erzählte Felix ganz treuherzig, wie schlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirschfänger und Patronentasche, wie schlimm Christlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach,“ rief die Frau von Brakel halb erzürnt, „Ihr einfältigen Kinder, Ihr wißt nur nicht mit den schönen zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Herrscher Erzählung mit sichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, sprach aber: „Laß die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen ist's mir recht lieb, daß sie die fremdartigen Spielsachen, die sie nur verirrt und bedängelten, los sind.“ Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit diesen Worten eigentlich sagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Christlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeschärft ja recht bald wiederzukommen, weil sie nun viel mehr in der Stube sitzen, und viel mehr schreiben und lesen müßten als sonst, damit sie sich nicht gar zu sehr zu schämen brauchten vor dem Hofmeister der nun nächstens kommen werde; deshalb sprach Felix: „Das uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig springen und laufen!“ Sie begannen auch gleich sich als Hund und Häschen herumzujagen, aber so wie dieses Spiel, erregten auch alle übrigen Spiele, die sie anfangen, nach wenigen Sekunden ihnen nur Ueberdruß und Langeweile. Sie wußten selbst gar nicht, wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tausend ärgerliches Zeug geschehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze, vom Winde getrieben, ins Gebüsch, bald strauchte er und fiel auf die Nase im besten Hennen, bald biß Christlieb mit den Kleidern hängen am Dornstrauch, oder stieß sich den Fuß am spitzen Stein, daß sie laut aufschreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf, und schlichen mißmüthig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen,“ sprach Felix, warf sich aber, statt weiter zu gehen, in den Schatten eines schönen Baums. Christlieb folgte seinem Beispiel. Da saßen die Kinder nun voller Unmuth, und starrten stumm in den Boden hinein. „Ach,“ seufzte Christlieb endlich leise, „hätten wir doch noch die schönen Spielsachen!“ — „Die würden,“ murrte Felix, „uns gar nichts nützen, wir müßten sie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre Christlieb! — die Mutter hat doch wohl recht — die Spielsachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen, und das kommt daher, weil uns die Wissenschaften fehlen.“ „Ach, lieber Felix,“ rief Christlieb, „Du hast recht, konnten wir die Wissenschaften so hübsch auswendig, wie der stanke Better und die gepuzte Mähme, ach, da hättest Du noch Deinen Jäger, Dein Harfenmännlein, da läge meine schöne Puppe nicht im Ententeich! — wir ungeschickten Dinger — ach wir haben keine Wissenschaften!“ und damit sang Christlieb an jämmerlich zu schluchzen und zu weinen, und Felix stimmte mit ein, und beide Kinder heulten und jammerten, daß es im Walde wieder tönte, „wir armen Kinder, wir haben keine Wissenschaften!“ Doch plötzlich hielten sie inne, und fragten voll Erstaunen: „Siehst Du's Christlieb? — Hörst Du's Felix?“ — Aus dem tiefsten Schatzen des dunkeln Gebüsches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wunderbarer Schein, der wie sanfter Mondesstrahl über die vor Sonne zitternden Blätter gaukelte, und durch das Säufeln des Waldes ging ein süßes Getöse, wie wenn der Wind über Harfen hinstreift und im Lieblosen die schlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz seltsam zu Muth, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Thränen standen ihnen in den Augen vor süßem nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüsch strahlte, so wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, sie starrten hinein in den Glanz und ach! sie gewahrten, daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichsten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüsch zulächelte und zwinkerte. „D komm doch nur zu uns — Du liebes Kind!“ so riefen beide, Christlieb und Felix, indem sie aufsprangen und voll unbeschreiblicher Sehnsucht die Hände nach der hohen Gestalt ausstreckten. „Ich komme — ich komme,“ rief es mit süßer Stimme aus dem Gebüsch, und leicht wie vom säufelnden Mor-

genwinde getragen, schwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Christlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Christlieb spielte.

„Ich hab' Euch wohl aus der Ferne weinen und Klagen gehört,“ sprach das fremde Kind, „und da hat es mir recht Leid um Euch gethan; was fehlt Euch denn liebe Kinder?“ „Ach wir wußten es selbst nicht recht,“ erwiderte Felix, „aber nun ist es mir so, als wenn nur Du uns gefehlt hättest.“ — „Das ist wahr,“ fiel Christlieb ein, „nun Du bei uns bist, sind wir wieder froh! warum bist Du aber auch so lange ausgeblieben?“ — Beiden Kindern war es in der That so, als ob sie schon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm gespielt hätten, und als ob ihr Unmuth nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spieltamerad sich nicht mehr blicken lassen. „Spielsachen,“ sprach Felix weiter, „haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe gestern die schönsten, die Better Pumphose mir geschenkt hatte, schändlich verborben und weggeschmissen, aber spielen wollen wir doch wohl.“ „Ei Felix,“ sprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, „wie magst Du nur so sprechen. Das Zeug das Du weggeworfen hast, das hat gewiß nicht viel getaugt; Du so wie Christlieb, Ihr seyd ja beide ganz umgeben von dem herrlichsten Spielzeuge, das man nur sehen kann.“ „Wo denn?“ — „Wo denn?“ riefen Christlieb und Felix — „Schaut doch um Euch,“ sprach das fremde Kind. — Und Felix und Christlieb gewahrten, wie aus dem dicken Grase, aus dem wolligen Moose allerlei herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwischen funkelten bunte Steine und krystallne Muscheln, und goldne Käferchen tanzten auf und nieder und summten leise Liedchen. — „Nun wollen wir einen Palast bauen, helfst mir hübsch die Steine zusammentragen!“ so rief das fremde Kind indem es zur Erde gebückt bunte Steine aufzulesen begann. Christlieb und Felix halfen, und das fremde Kind wußte so geschickt die Steine zu fügen, daß sich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie polirtes Metall, und darüber wölbte sich ein luftiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen, die aus dem Boden hervorguckten, da rankten sie im süßen Gelispel in die Höhe und sich in holber Liebe verschlingend, bildeten sie duftende Bogengänge, in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umherprangen. Das fremde Kind klatschte in die Hände, da sumfte das goldene Dach des Palastes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander, und die Säulen zerflossen zum rieselnden Silberbach, an dessen Ufer sich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in seine Wellen guckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf sein kindisches Mäulern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme, und brach kleine Nestschen von den Bäumen, die es hinstreute vor Felix und Christlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die schönsten Puppen, die man nur sehen konnte und aus den Nestschen kleine allerliebste Jäger. Die Puppen tanzten um Christlieb herum und ließen sich von ihr auf den Schooß nehmen und küsselten mit feinen Stimmchen: „Sei uns gut, sei uns gut, liebe Christlieb.“ Die Jäger tummelten sich und klirrten mit den Büchsen und bliesen auf ihren Hörnern und riefen: „Halloh! — Halloh! zur Jagd! zur Jagd!“ — Da sprangen Häschen aus den Büschen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Lust — Alles verlор sich wieder, Christlieb und Felix riefen: „Wo sind die Puppen, wo sind die Jäger?“ Das fremde Kind sprach: „D! die stehen Euch alle zu Gebote, die sind jeden Augenblick bei Euch wenn

Ihr nur wollt, aber möchtet Ihr nicht lieber jetzt ein Wischen durch den Wald laufen?" — „Ach ja, ach ja!" riefen beide, Felix und Christlieb. Da faßte das fremde Kind sie bei den Händen und rief: „Kommt, kommt!" und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Rein, die Kinder schwebten im leichten Fluge durch Wald und Fuir und die bunten Vögel flatterten laut und singend und jubelnd um sie her. Mit einem Male ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix!" rief der Storch im Vorbeisfliegen! „thut mir nichts, thut mir nichts — ich freß Euer Täublein nicht!" kreischte der Geier, sich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte schwingend — Felix jauchzte laut, aber der Christlieb wurde bange. „Mir vergeht der Athem — ach ich falle wohl!" so rief sie und in demselben Augenblick ließ sich das fremde Kind mit den Gespielen nieder, und sprach: „Nun singe ich Euch das Waldlied zum Abschiede für heute, morgen komm ich wieder." Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, dessen goldene Bindungen beinahe anzusehen waren, wie leuchtende Blumenkränze und begann darauf so herrlich zu blasen, daß der ganze Wald wunderbar von den lieblichen Tönen wiederhallte, und dazu sangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und sich dicht neben dem Kinde in die Zweige setzten, ihre herrlichsten Lieder. Aber plötzlich verhalten die Töne mehr und mehr, und nur ein leises Säufeln quoll aus den Gebüsch, in die das fremde Kind hingeschwunden. „Morgen — morgen kehrt ich wieder!" so rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten wie ihnen geschehen, denn solch' innere Lust hatten sie nie empfunden. „Ach wenn es doch nur schon wieder morgen wäre," so sprachen beide, Felix und Christlieb, indem sie voller Hast zu Hause liefen um den Eltern zu erzählen was sich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde sagten, und was sich weiter mit demselben begab.

„Weinacht möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!" so sprach der Herr Thaddäus von Brakel zu seiner Gemahlin, als Felix und Christlieb, ganz erfüllt von dem fremden Kinde, nicht aufhören konnten, sein hohes Wesen, seinen anmuthigen Gesang, seine wunderbaren Spiele zu preisen. „Denk ich aber wieder daran," fuhr Herr von Brakel fort, „daß beide doch nicht auf ein Mal und auf gleiche Weise geträumt haben könnten, so weiß ich am Ende selbst nicht, was ich von dem Allen denken soll." „Berzbrich Dir den Kopf nicht, o mein Gemahl!" erwiederte die Frau von Brakel, „ich wette, das fremde Kind ist niemand anders als Schulmeisters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der ist herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf gesetzt, aber das soll er künftig bleiben lassen." Herr von Brakel war gar nicht der Meinung seiner Gemahlin; um indessen mehr hinter die eigentliche Bewandniß der Sache zu kommen, wurden Felix und Christlieb herbeigerufen und aufgefordert genau anzugeben, wie das Kind ausgesehen habe und wie es gekleidet gewesen sey. Rückwärts des Aussehens stimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Gesicht, rosenrothe Wangen, kirschrothe Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe, und so schön sey, wie sie es gar nicht aussprechen könnten; in Ansehung der Kleider wußten sie aber nur so viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugestreifte Jacke, eben solche Hosen und

eine schwarz lederne Mütze trage, wie Schulmeisters Gottlieb. Dagegen klang alles, was sie über den Anzug des Kindes ungefähr zu sagen vermochten, ganz falschhaft und unklug. Christlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderschönes, leichtes, glänzendes Kleidchen von Rosenblättern; Felix meinte dagegen das Kleid des Kindes funkle in hellem goldenem Glanz wie Frühlingslaub im Sonnenschein. Daß das Kind fuhr Felix weiter fort, irgend einem Schulmeister angehören könne, daran sey gar nicht zu denken, und zu gut verstehe sich der Knabe auf die Jägerei, stammte gewiß aus der Heimath aller Wald- und Jagdlust, und werde der tüchtigste Jägersmann werden, den es noch gebe. „Ei Felix," unterbrach ihn Christlieb, „kannst Du nur sagen, daß das kleine liebe Mädchen ein Jägersmann werden soll. Auf das Jagen mag sich auch wohl verstehen, aber gewiß noch viel mehr auf die Wirthschaft im Hause, sonst hätte sie mir nicht so hübsch die Puppen angekleidet und so schöne Schiffseln bereitet!" So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Christlieb behauptete dagegen es sey ein Mädchen, und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel sagte, es lohnte sich nicht, das man sich mit den Kindern auf solche Wirthschaften einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „Ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in der Wald und erlauschen, was denn das für ein seltsames Wunderkind ist, das mit ihnen spielt, aber es ist mir so, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben und deshalb will ich es nicht thun." Anders Tages, als Felix und Christlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind schon auf sie; und wußte es gestern heimliche Spiele zu beginnen, so schuf es tollende heute die anmuthigsten Wunder, so daß Felix und Christlieb ein Mal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Lustig und sehr hübsch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens so zierlich und geschickt mit den Bäumen, Gebüsch, Blumen mit dem Waldbach zu sprechen wußte. Alle antworteten auch so vernehmlich, daß Felix und Christlieb nicht verstanden. Das fremde Kind rief ins Erlaubte hinein: „Ihr schwaghafte Volk, was flüstert und wispert Ihr wieder untereinander?" Da schüttelten Felix sich die Zweige und lachten und kispelten: „Ha — ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die unser Freund Morgenwind heute zugerant hat, als er aus den blauen Bergen vor den Sonnenstrahlen herab rauschte. Er brachte uns tausend Grüße und Küsse von der goldenen Königin und einige tüchtige Fingerringe voll der süßesten Düste." „D schweig doch," so unterbrachen die Blumen das Geschwätz der Blüthe, „dem Flatterhaften der mit den Düsten probirt, die falsche Liebkosungen uns entlocken. Laßt die Gebüsch kispeln und säufeln, Ihr Kinder, aber schaut uns an, horcht auf uns, wir lieben Euch gar zu sehr und wollen uns heraus, mit den schönsten, glänzendsten Perlen Tag für Tag, nur damit wir Euch recht gefallen." — „Und lieben wir Euch denn nicht auch, Ihr hohen Blumen?" so sprach das fremde Kind; aber Christlieb kniete zur Erde nieder und streckte beide Arme weit aus, als wollte sie all' die herrlichen Blumen, die umher sproßten, umarmen, indem sie rief: „Ach ich liebe Euch ja allzumal!" — Felix sprach: „Auch mir gefällt Ihr wohl, in Euren glänzenden Kleidern, Ihr kleinen Blumen, aber doch halt' ich es mit Grün, mit den Büschen, mit den Bäumen, mit dem Walde, mit Euch doch schützen und schirmen, Ihr kleinen Kinderlein!" Da fauste es in den hohen schwarzen Haaren: „Das ist ein wahres Wort, Du tüchtiger Junge

und Du mußt Dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gewitter Sturm daher gezogen kommt und wir ein Bißchen ungestüm mit dem groben Kerl zanken. „Ei,“ rief Felix, „knarrt und stöhnt und sauset nur recht wacker, Ihr grünen Riesen, dann geht ja dem tüchtigen Jägermann erst das Herz recht auf.“ „Da hast Du ganz Recht,“ so rauschte und plätscherte der Waldbach, „aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebräu? — Kommt! setzt Euch sein ins Moos und hört mir zu. Von fernem, fernem Landen aus tiefem Schacht komm ich her — ich will Euch schöne Märchen erzählen und immer was Neues, Well' auf Welle immerfort und fort. Und die schönsten Bilder zeig' ich Euch, schaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — lustiges Himmelsblau — goldenes Gewölk — Busch und Blum' und Wald — Euch selbst, Ihr holden Kinder zieh' ich liebend hinein tief in meinen Busen!“ — „Felix, Christlieb,“ so sprach das fremde Kind, indem es mit wunderbarer Hofsicherheit um sich blickte, „Felix, Christlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber schon steigt Abendroth auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hause.“ „D laß uns noch ein Bißchen fliegen,“ bat Felix. „Aber nur nicht so sehr hoch, da schwindelt's mir gar zu sehr,“ sprach Christlieb. Da saßen wie gestern das fremde Kind beide, Felix und Christlieb, bei den Händen und nun schwebten sie auf im goldenen Purpur des Abendroths, und das lustige Volk der bunten Vögel schwärmte und lärmte um sie her — das war ein Zauber und Jubel! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichsten Schöller von lauter Nixen und andern funkelnden Edelsteinen: „Schau, o schau doch Christlieb,“ rief er voll Entzücken, „das sind prächtige, prächtige Häuser, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin.“ Christlieb gewahrte auch die Schöller und vergaß alle Furcht, indem sie nicht mehr hinab, sondern unerwartet in die Ferne blickte. Das sind meine lieben Luftschlößer,“ sprach das fremde Kind, „aber hinkommen wir heute wohl nun nicht mehr!“ — Felix und Christlieb waren wie im Traume und wußten selbst nicht wie es geschah, daß sie unversehens sich zu Hause bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimath des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmuthigsten Platz im Walde zwischen säuselndem Gebüsch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen schlanken Eichen, glühenden Rosen und bunten Tulipanen erbaut. Unter diesem Gezelt saßen mit dem fremden Kinde Felix und Christlieb, und horchten darauf, was der Waldbach allerlei seltsames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verstehe ich doch nicht,“ fing Felix an, „was der dort unten erzählt, und es ist mir so, als wenn Du selbst, mein lieber Junge, alles was er nur so unverständlich murmelt, recht hübsch mir sagen könntest. Ueberhaupt möcht' ich Dich doch wohl fragen, wo Du denn herkommst und wo Du immer so schnell hineruschwindest, daß wir selbst niemals wissen wie das geschieht!“ — „Weißt Du wohl, liebes Mädchen,“ fiel Christlieb ein, „daß die Mutter glaubt, Du seyst Schulmeisters Gottlieb?“ „Schweig doch nur, dummes Ding,“ rief Felix, „Mutter hat den lieben Knaben niemals gesehen, sonst würde sie gar nicht von Schulmeisters Gottlieb gesprochen haben. Aber nun sage mir geschwind, Du lieber Junge, wo Du wohnst, damit wir zu Dir ins Haus kommen können, zur Winterzeit, wenn es stürmt und schneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden ist.“ „Ach ja!“ sprach Christlieb, „nun mußt Du uns fein sagen, wo Du zu Hause bist, wer Deine Aeltern sind und haupts-

sächlich wie Du denn eigentlich heißest.“ Das fremde Kind sah sehr ernst, beinahe traurig vor sich hin und seufzte recht aus tiefer Brust. Dann nachdem es einige Augenblicke geschwiegen, fing es an: „Ach lieben Kinder, warum fragt Ihr nach meiner Heimath? Ist es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu Euch komme und mit Euch spiele? — Ich könnte Euch sagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauses, zackiges Nebelgewölk anzusehen sind, zu Hause bin, aber wenn Ihr Tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis Ihr auf den Bergen stündet, so würdet Ihr wieder eben so fern ein neues Gebirge schauen, hinter dem Ihr meine Heimath suchen müßtet, und wenn Ihr auch dieses Gebirge erreicht hättet, würdet Ihr wiederum ein neues erblicken, und so würde es Euch immer fort und fort gehen und Ihr würdet niemals meine Heimath erreichen.“ „Ach,“ rief Christlieb weinerlich aus, „so wohnst Du wohl viele hundert, hundert Meilen von uns und bist nur zum Besuch in unserer Gegend?“ „Sieh nur, liebe Christlieb!“ fuhr das fremde Kind fort, „wenn Du Dich recht herzlich nach mir sehnst, so bin ich gleich bei Dir und bringe Dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit, und ist denn das nicht eben so gut als ob wir in meiner Heimath selbst zusammen saßen und mit einander spielten?“ „Das nun wohl eben nicht,“ sprach Felix, „denn ich glaube, daß Deine Heimath ein gar herrlicher Ort seyn muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die Du uns mitbringst. Du magst mir nun die Reise dahin so schwierig vorstellen wie Du willst, so wie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder streichen und auf ganz wilden verwachsenen Pfaden, Gebirge erklettern, durch Bäche waden, über schroffes Gestein und dornigt Gestrüpp, das ist so recht Waldmanns Sache — ich werd's schon durchführen.“ „Das wirst Du auch,“ rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, „und wenn Du es Dir so recht fest vornimmst, dann ist es so gut als hättest Du es schon wirklich ausgeführt. Das Land in dem ich wohne ist in der That so schön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beschreiben vermag. Meine Mutter ist es, die als Königin über dieses Reich voller Glanz und Pracht herrscht.“ „So bist Du ja ein Prinz — So bist Du ja eine Prinzessin,“ riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erschrocken, Felix und Christlieb. „Aber lerdings,“ sprach das fremde Kind. „So wohnst Du wohl in einem schönen Palast?“ fragte Felix weiter. „Ja wohl,“ erwiderte das fremde Kind, „noch viel schöner ist der Palast meiner Mutter, als die glänzenden Schöller die Du in den Wolken geschaut hast, denn seine schlanken Säulen aus purem Krystall erheben sich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem segelt glänzendes Gewölk mit goldnem Schwingen hin und her, und das purpurne Morgen- und Abendroth steigt auf und nieder und in klingenden Kreisen tanzen die funkelnden Sterne. — Ihr habt, meine lieben Gespielen, ja wohl schon von Feen gehört, die, wie es sonst kein Mensch vermag, die herrlichsten Wunder hervorufen können, und Ihr werdet es auch wohl schon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders ist, als eine Fee. Ja! das ist sie wirklich und zwar die mächtigste die es giebt. Alles was auf der Erde webt und lebt hält sie mit treuer Liebe umfassen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menschen gar nichts von ihr wissen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder, und daher kommt es, daß die Feste, die sie in ihrem Reich den Kindern bereitet, die schönsten und herrlichsten sind. Da geschieht es denn wohl, daß schmucke Geister aus dem Hoffstaate meiner Mutter kock sich durch die Wolken schwingen und von einem Ende des Palastes bis zum andern einen in den

schönsten Farben schimmernden Regenbogen spannen. Unter dem bauen sie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber so anzusehen sind und so herrlich duften wie Lilien, Nelken und Rosen. So wie meine Mutter den Thron besteigt, rühren die Geister ihre goldenen Harfen, ihre kristallinen Zimbeln und dazu singen die Kammerfänger meiner Mutter mit solch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor süßer Luft. Diese Sänger sind aber schöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie Ihr sie wohl noch nie gesehen habt. Aber so wie die Musik losgegangen, wird alles im Palaß, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tausend blankgeputzte Kinder tummeln sich im Zauchzen und Jubeln umher. Bald jagen sie sich durchs Gebüsch und werfen sich neckend mit Blumen, bald klettern sie auf schlanke Bäumchen und lassen sich vom Winde hin und her schaukeln, bald pflücken sie goldglänzende Früchte, die so süß und herrlich schmecken wie sonst nichts auf der Erde, bald spielen sie mit zahmen Nehen — mit andern schmucken Thieren, die ihnen aus dem Gebüsch entgegenpringen; bald rennen sie keck den Regenbogen auf und nieder oder besteigen gar als kühne Reiter die schönen Gold-Fasänen, die sich mit ihnen durch die glänzenden Wolken schwingen. „Ach das muß herrlich seyn, ach nimm uns mit in Deine Heimath, wir wollen immer dort bleiben!“ — So riefen Felix und Christlieb voll Entzücken, das fremde Kind sprach aber: „Mitnehmen nach meiner Heimath kann ich Euch in der That nicht, es ist zu weit. Ihr müßtet so gut und unermüdet fliegen können wie ich selbst.“ Felix und Christlieb wurden ganz traurig und blickten schweigend zur Erde nieder.

Von dem bösen Minister am Hofe der Feen-Königin.

„Ueberhaupt,“ fuhr das fremde Kind fort, „möchtet Ihr Euch in meiner Heimath gar nicht so gut befinden, als Ihr es Euch nach meiner Erzählung vorstellt. Ja der Aufenthalt könnte Euch sogar verderblich seyn. Manche Kinder vermögen nicht den Gesang der purpurrothen Vögel, so herrlich er auch ist, zu ertragen, so daß er ihnen das Herz zerreißt, und sie augenblicklich sterben müssen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und stürzen herab, und manche sind sogar albern genug im besten Fliegen dem Goldfasan der sie trägt weh zu thun. Das nimmt denn der sonst friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit seinem scharfen Schnabel die Brust auf, so daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter hämmt sich gar sehr ab, wenn Kinder auf solche Weise, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte sie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Luft ihres Reichs genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, so sind sie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtsam, und verursachen ihr nur Sorge und Angst. Eben deshalb erlaubt sie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimath und tüchtigen Kindern allerlei schöne Spielsachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit Euch gemacht habe.“ „Ach, rief Christlieb, „ich könnte gewiß keinem schönen Vogel Leides thun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht.“ „Das wäre,“ — fiel ihr Felix ins Wort, — „nun gerade meine Sache, und eben deshalb möchte ich zu Deiner Mutter Königin. Kannst Du nicht einmal den Regenbogen mitbringen?“ „Nein,“ erwiderte das fremde Kind, „das geht nicht an, und ich muß Dir überhaupt sagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu Euch stellen darf. Sonst war ich überall sicher als sey ich bei meiner Mutter, und es war überhaupt so, als sey überall ihr schönes Reich ausgebreitet; seit der Zeit aber daß

ein arger Feind meiner Mutter, den sie aus ihrem Reich verbannt hat, wild umhergeschwärm, bin ich vor aller Nachstellung nicht geschützt.“ „Nun,“ rief Felix, „dem er aufsprang und den Dornenstock, den er sich geschnigt, in der Luft schwenkte, „den wollt ich denn doch sehen, der Dir hier Leides zufügen sollte. Für's Wohl hätte er es mit mir zu thun, und denn rief ich Papa um Hilfe, der ließe den Kerl einfangen, und in den Thurm sperren.“ „Ach,“ erwiderte das fremde Kind, „so wenig der arge Feind in meiner Heimath mir etwas anstellen kann, so gefährlich ist er mir außerhalb derselben, er ist gar mächtig, und wider ihn hilft nicht Stock, nicht Thurm.“ „Was ist denn das für ein garstig Ding, das Dich so bange machen kann?“ fragte Christlieb. „Ich habe Euch gesagt,“ fing das fremde Kind an, „meine Mutter eine mächtige Königin ist, und trägt einen Stern auf der Brust. Deiner Mutter Minister tragen auch wohl recht funkelnde Sterne?“ „Nein,“ erwiderte das fremde Kind, „das eben nicht, denn die mächtigsten sind selbst ganz und gar funkelnde Sterne, und andere tragen gar keine Röcke, worauf sich so etwas anhängen ließe. Daß ich's nur sage, alle Minister meiner Mutter sind mächtige Geister, die theils in der Luft schweben, theils in den Gewässern wohnen, und überall das anführen, was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand sich vor langer Zeit ein fremder Geist bei uns ein, der nannte sich Pepsilio, und behauptete, er sey ein großer Gelehrter, er wisse mehr, und würde größere Dinge verrichten als alle übrige. Meine Mutter nahm ihn in die Reich ihrer Minister auf, aber bald entwickelte sich immer mehr seine innere Bücke. Außerdem, daß er alles, was die übrigen Minister thaten, zu vernichten strebte, so that er es vorzüglich darauf abgesehen, die frohen Geister der Kinder recht hämisch zu verderben. Er hatte der Königin vorgespiegelt, daß er die Kinder erst recht lustig und gescheut machen wollte, statt dessen hing er sich ernstlich an den Schweif der Fasänen, so daß sie sich nicht ausschwingen konnten, zog er die Kinder, wenn sie auf Rosenbüschen hinaufgeklettert, bei den Weinen herab, daß sie sich die Nasen blutig schlugen, zwang er die, welche lustig laufen und springen wollten, auf allen Vieren zur Erde gebeugtem Haupte herum zu kriechen. Den Sängern stopfte er allerlei schädliches Zeug in die Schnäbel, damit sie nur nicht singen sollten, denn Gesang konnte er nicht ausstehen, und die armen zahmen Thierchen wollte er statt mit ihnen zu spielen aufessen, denn nur dazu, meinte er, wären sie da. Das Abgeschmackte war aber wohl, daß er mit Hilfe seiner Gesellen die schönsten funkelnden Gesteine des Palaßes, die bunt schimmernden Blumen, die Rosen und Lilienbüsche, ja selbst den glänzenden Regenbogen mit einem schwarzen schwarzen Saft zu überziehen wußte, so daß alle Kinder verschwunden und alles todt und traurig anzusehen war. Und wie er dieß vollbracht, erhob er ein schallendes Gelächter, und schrie, nun sey erst alles so wie es seyn sollte, denn er habe es beschrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er seine Mutter nicht als Königin anerkenne, sondern daß ihm allein die Herrschaft gebühre, und sich der Gestalt einer ungeheuren Fliege mit blühenden Augen und vorgerecktem scharfen Rüssel emporschwang in ausschreitendem Summen und Brausen auf den Thron meiner Mutter. Da erkannte sie so wie alle, daß der hämische Minister, der sich unter dem schönen Namen Pepsilio eingeschlichen, niemand anders war, als der finstere magische Snomen-König Pepsier. Der Thörichte hatte aber die Kraft, so wie die Tapferkeit seiner Gesellen, die er hoch in Anschlag gebracht. Die Minister des Luftreiches

tements umgaben die Königin und säthelten Ihr süße Düfte zu, indem die Minister des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauschten, und die Sängere, deren Schnäbel gereinigt, die volltönenbsten Gesänge anstimmten, so, daß die Königin den häßlichen Pepsier weder sah noch hörte, noch seinen vergifteten übelriechenden Athem spürte. In dem Augenblick auch faßte der Kasanenfürst den bösen Pepsier mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn so gewaltig zusammen, daß er vor Wuth und Schmerz laut aufkreischte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitausend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte sich nicht regen noch bewegen, bis auf sein wildes Geschrei seine Muthme, die große blaue Kröte herbeifoch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hause schleppte. Hundshundert lustige Lecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatschen, mit denen sie Pepsiers häßliche Gesellen, die noch umberschwärmten und die schönen Blumen verderben wollten, todtzuschlugen. So wie nun Pepsier fort war, zerfloß der schwarze Saft womit er alles überzogen, von selbst, und bald blüthete und glänzte und strahlte alles so herrlich und schön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garstige Pepsier nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage, und verfolgt mich rastlos unter allerlei Gestalten, so daß ich ärmstes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen soll, und darum, Ihr lieben Gespielen, entfliehe ich oft so schnell, daß Ihr nicht spürt wo ich hingekommen. Dabei muß es denn auch bleiben, und wohl kann ich Euch sagen, daß, sollte ich es auch unternehmen, mich mit Euch in meine Heimath zu schwingen, Pepsier uns gewiß aufpassen und uns todtmachen würde." Christlieb weinte bitterlich über die Gefahr in der das fremde Kind immer schweben mußte. Felix meinte aber: „ist der garstige Pepsier weiter nichts als eine große Fliege, so will ich ihm mit Papa's großer Fliegenklatsche schon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Nase verfest, so mag Muthme Kröte zusehen wie sie ihn nach Hause schleppt."

Wie der Hofmeister angekommen war und die Kinder sich vor ihm fürchten.

In welchem Sprunge eilten Felix und Christlieb nach Hause, indem sie unaufhörlich riefen: „Ach das fremde Kind ist ein schöner Prinz! — Ach das fremde Kind ist eine schöne Prinzessin!" Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Wilsäule erstarrt blieben sie in der Hausthüre stehen, als ihnen Herr Thadäus von Brakel entgegentrat und an seiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in sich hineinbrummte: „das sind mir saubere Rangen!" — „Das ist der Herr Hofmeister," sprach Herr von Brakel indem er den Mann bei der Hand ergriff, „den Euch der gnädige Onkel geschickt hat. Grüßt ihn fein artig!" — Aber die Kinder sahen den Mann von der Seite an und konnten sich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil sie solch eine wunderliche Gestalt noch niemals geschaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher seyn als Felix, dabei war er aber untersezt, nur stachen gegen den sehr starken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen seltsam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen, und das Gesicht fast gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunrothen Backen und dem breiten Maule die viel zu lange spige Nase gar nicht passen wollte, so glänzten auch die kleinen hervorstehenden Glasaugen so graulich, daß man ihn gar nicht gern ansehen mochte. Uebrigens hatte der Mann eine pechschwarze Perrücke auf den viereckigten Kopf gestülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechschwarz gekleidet und hieß: Magister Tinte. Als nun die Kinder sich

nicht rückten und rührten, wurde die Frau von Brakel böse und rief: „Vogtausend, Ihr Kinder, was ist denn das? der Herr Magister wird Euch für ganz ungeschliffene Bauernkinder halten müssen. — Fort! gebt dem Herrn Magister sein die Hand!" Die Kinder ermanneten sich, und thaten was die Mutter befohlen, sprangen aber, als der Magister ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: „D weh, o weh!" zurück. Der Magister lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand versteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als sie ihm die Hände reichten, gestochen. Christlieb weinte, Felix aber grölte den Magister von der Seite an: „Versuche das nur noch einmal, kleiner Dichtbauch." — „Warum thaten Sie das, lieber Herr Magister Tinte?" fragte etwas misanthropisch der Herr von Brakel. Der Magister erwiderte: „Das ist nun einmal so meine Art, ich kann davon gar nicht lassen." Und dabei stemmte er beide Hände in die Seite und lachte immer fort, welches aber zuletzt so widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie scheinen ein spaßhafter Mann zu seyn, lieber Herr Magister Tinte," sprach der Herr von Brakel, aber ihm sowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Muth. „Nun, nun" rief der Magister, „wie stehts denn mit den kleinen Krabben, schon tüchtig in den Wissenschaften vorgerückt? — Wollten doch gleich sehen." Damit fing er an, den Felix und die Christlieb so zu fragen, wie es der Onkel Graf mit seinen Kindern gethan. Als nun aber beide versicherten, daß sie die Wissenschaften noch gar nicht auswendig wüßten, da schlug der Magister Tinte die Hände über den Kopf zusammen daß es klatschte, und schrie wie besessen: „Das ist was schönes! — keine Wissenschaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber schon kriegen!" Felix, so wie Christlieb, beide schrieben eine saubere Handschrift, und wußten aus manchen alten Büchern die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die sie ämsig lasen, manche schöne Geschichte zu erzählen, das achtete aber der Magister Tinte für gar nichts, sondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald laufen mehr zu denken! — Statt dessen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwischen den vier Wänden sitzen und dem Magister Tinte Dinge nachplappern die sie nicht verstanden. Es war ein wahres Herzleid! — Mit welchen sehnachtsvollen Blicken schauten sie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten sie mitten unter den lustigen Liebern der Vögel, im Klauschen der Bäume, des fremden Kindes süße Stimme rufen: „Wo seyd Ihr denn, Felix — Christlieb — Ihr lieben Kinder? wollt Ihr nicht mehr mit mir spielen? — Kommt doch nur! ich habe Euch einen schönen Blumenpalast gebaut — da segen wir uns hinein und ich schenk' Euch die herrlichsten buntesten Steine — und dann schwingen wir uns auf in die Wolken und bauen selbst funkelnde Lustschlösser! — Kommt doch! Kommt doch nur!" Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingejogen nach dem Walde, und sahen und hörten nicht mehr auf den Magister. Der wurde aber denn ganz zornig, schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, und brummte und summte und schnarrte und knarrte: „Yim — Sim — Prr — Srrr Knurr Krrr — Was ist das! aufgepaßt!" Felix hielt das aber nicht lange aus, er sprang auf und rief: „Laß mich los mit Deinem dummen Zeuge, Herr Magister Tinte, fort will ich in den Wald — such' Dir den Better Pumphose, das ist was für den! — Komm Christlieb, das fremde Kind wartet schon auf uns." — Damit ging es fort, aber der Magister Tinte sprang mit ungemeiner Behendigkeit hinten her und erfaßte die Kinder bicht vor der Hausthüre. Felix wehrte sich tapfer und der Magister Tinte war im Begriff zu unterliegen, da dem Felix der treue

Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, sonst ein frommer, gefitteter Hund, hatte gleich vom ersten Augenblick an einen entschiedenen Abscheu gegen den Magister Tinte bewiesen. So wie dieser ihm nur nahe kam, knurrte er, und schlug mit dem Schweif so heftig um sich, daß er den Magister, den er geschickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe ungeschmissen hätte. Sultan sprang hinzu und packte den Magister, der Felix bei beiden Schultern hielt, ohne Umstände beim Kacktragen. Der Magister Tinte erhob ein klägliches Geschrei, auf das Herr Thabbäus von Brakel schnell hinzueilte. Der Magister ließ ab von Felix, Sultan von dem Magister. „Ach wir sollen nicht mehr in den Wald!“ Klagte Christlieb, indem sie bitterlich weinte. So sehr auch der Herr von Brakel den Felix ausschalt, thaten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumschwärmten sollten. Der Magister Tinte mußte sich dazu verfehlen, täglich mit den Kindern den Wald zu besuchen. Es ging ihm schwer ein. „Gätten Sie nur, Herr von Brakel,“ sprach er, „einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Stateten am Hause, so könnte man in der Mittagsstunde mit den Kindern spazieren gehen; was in aller Welt sollen wir aber in dem wilden Walde?“ — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden, und die sprachen nun wieder: „Was soll uns der Magister Tinte in unserm lieben Walde?“ —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magister Tinte im Walde spazieren gingen und was sich dabei zutrug.

„Nun! — gefällt es Dir nicht in unserm Walde, Herr Magister?“ so fragte Felix den Magister Tinte, als sie daher zogen durch das rauschende Gebüsch. Der Magister Tinte zog aber ein saures Gesicht und rief: „Dummes Zeug, hier ist kein ordentlicher Steg und Weg; man zerreißt sich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreisch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort sprechen.“ „Haha, Herr Magister,“ sprach Felix, „ich merk' es schon, Du verfluchst Dich nicht auf den Gesang, und hörst es auch wohl gar nicht einmal, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Märchen erzählt.“ „Und,“ fiel Christlieb dem Felix ins Wort, „sag' es nur, Herr Magister, Du liebst auch wohl nicht die Blumen?“ Da wurde der Herr Magister noch kirschbrauner im Antlitz, als er schon von Natur war, und schlug mit den Händen um sich und schrie ganz erboßt: „Was spricht Ihr da für tolles, albernes Zeug? — wer hat Euch die Narheiten in den Kopf gesetzt? Das fehlt noch, daß Wälder und Bäche dreist genug wären, sich in vernünftige Gespräche zu mischen, und mit dem Gesange der Vögel ist es auch nichts. Blumen lieb ich wohl, wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen, dann duften sie und man erspart das Räucherwerk. Doch im Walde wachsen ja gar keine Blumen.“ „Aber, Herr Magister,“ rief Christlieb, „siehst Du denn nicht die lieben Maiblümchen, die Dich mit recht heißen freundlichen Augen angucken?“ „Was, was!“ schrie der Magister — „Blumen? Augen? — ha! ha! ha! — schöne Augen! — schöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmal!“ Und damit bückte sich der Magister Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Maiblümchen sammt den Wurzeln heraus und warf ihn fort ins Gebüsch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmüthiger Klagegelaute durch den Wald; Christlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmutig die Zähne zusammen. Da geschah es, daß ein kleiner Zeisig dem Magister Tinte dicht bei der Nase vorbeiflatterte, sich dann auf einen Zweig setzte und ein lustiges Liedchen anstimmte. „Ich glaube gar,“

sprach der Magister, „das ist ein Spottvogel?“ und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeisig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verstimmt, von dem grünen Zweige herabfiel. Man konnte Felix sich gar nicht mehr halten. „Si, Du scheulicher Herr Magister Tinte,“ rief er ganz erboßt, was hat Dir der arme Vogel gethan, daß Du ihn todt schmeißest? — D wo bist Du denn, Du holdes fremdes Kind? D komm doch nur, laß uns weit, weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bei dem garstigen Menschen sein, ich will fort nach Deiner Heimath!“ — Und mit vollem Schluchzen und Weinen stimmte Christlieb ein: „D Du liebes, holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns! Ach! Ach! — rette uns, rette uns! Der Herr Magister Tinte macht uns ja todt wie die Blumen und Vogel!“ — „Was ist das mit dem fremden Kinde?“ rief der Magister. Aber in dem Augenblick säufte es hinter im Gebüsch und in dem Säuseln erklangen wehmüthig herzzersehrende Töne, wie von dumpfen in weiter Ferne angeschlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gemüth, das sich herabließ, wurde das holde Antlitz des fremden Kindes sichtbar — dann schwebte es ganz hervor; aber es rang die kleinen Händchen, und Thränen rannen mit glänzender Perlen aus den holden Augen über die rotheten Wangen. „Ach,“ jammerte das fremde Kind, „Ihr lieben Gespielen, ich kann nicht mehr zu Euch kommen — Ihr werdet mich nicht wiedersehen — lebt wohl! lebt wohl! — Der Gnome Peeper hat sich Eurer bemächtigt, o Ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl!“ — Und damit schwang sich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Vor hinter den Kindern brummte und summtete und knurrte und schnarrte es auf entsetzliche grausige Weise. Der Magister Tinte hatte sich umgestalltet in eine große schwebende Fliege, und recht abscheulich war es, daß er dabei noch ein menschliches Gesicht, und sogar auch einige Kleidungsstücke behalten. Er schwebte langsam und schwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entsetzen und Graus erfaßt, rannte Felix und Christlieb fort aus dem Walde. Erst auf der Höhe wagten sie empor zu schauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken genahet, der wie ein Stern funkelte und herabzuschweben schien. „Das ist das fremde Kind,“ rief Christlieb. Immer größer wurde der Stern, und dabei hörten sie ein Klängen wie von schmetternden Trompeten. Bald konnten sie nun erkennen, daß der Stern ein schöner in gleißendem Goldgesieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel schüttelnd und laut singend, sich auf den Wald herabsenkte. „Ha,“ rief Felix, „das ist der Fasanenfürst, der heißt den Herrn Magister Tinte todt — ha ha, das fremde Kind ist geborgen und wir sind es auch! — Komm, Christlieb, — schnell laß uns nach Hause laufen und dem Papa erzählen was sich zugetragen.“

Wie der Herr von Brakel den Magister Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel bekamen vor der Thüre ihres kleinen Hauses und schauten in das Abendroth das schon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuschimmern begann. Vor ihnen stand auf einem kleinen Tisch das Abendessen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Ropf und herrlicher Milch und einer Schüssel mit Butterbroden bestand. „Ich weiß nicht,“ fing der Herr von Brakel an, „wo der Magister Tinte so lange mit den Kindern ausbleibt. Erst hat er sich gesperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Ueberhaupt ist das ein ganz wunderlicher Mann, der Herr Magister Tinte, und es ist mir beinahe so, als sey es besser gewesen, er wäre ganz davon gelassen.“

ben. Daß er gleich anfangs die Kinder so heimtückisch
 nach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit sei-
 nen Wissenschaften mag es auch nicht weit her seyn;
 denn allerlei seltsame Wörter und unverständliches Zeug
 plappert er her und weiß was der Großmogul für Ka-
 maschen trägt, kommt er aber heraus, so vermag er nicht
 die Linde vom Kastanienbaum zu unterscheiden, und hat
 sich überhaupt ganz albern und abgeschmackt betragen."
 „Mir geht es,“ erwiderte die Frau von Brakel, „ganz
 wie Dir, lieber Mann! So sehr es mich freute, daß der
 Herr Vetter sich unserer Kinder annehmen wollte, so
 sehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere
 und bessere Weise hätte geschehen können, als daß er uns
 den Herrn Magister Tinte über den Hals schickte. Wie
 es mit seinen Wissenschaften stehen mag, das weiß ich
 nicht; aber so viel ist gewiß, daß das kleine schwarze dicke
 Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir im-
 mer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich ist es
 garstig, daß der Magister so entseßlich naschhaftig ist.
 Keine Reize Bier oder Milch kann er stehen sehen,
 ohne sich darüber her zu machen; merkt er nun vollends
 den geöffneten Zuckerkasten, so ist er gleich bei der Hand,
 und schnuppert und nascht so lange an dem Zucker, bis
 ich ihm den Deckel vor der Nase zuschlage; dann ist er
 auf und davon, und ärgert sich und brummt und summt
 ganz seltsam und fatal.“ Der Herr von Brakel wollte
 fortfahren in Gespräch, als Felix und Christlieb in vol-
 lem Rennen durch die Birken kamen. „Heiß! — heiß!
 — schrie Felix unaufhörlich, der Fasanenfürst
 hat den Herrn Magister Tinte todtgebissen!“ „Ach!
 — Ach Mama,“ rief Christlieb atemblos, „ach! der Herr
 Magister Tinte ist kein Herr Magister, das ist der Sno-
 men-König Pepsier, eigentlich aber eine abscheulich
 große Fliege, die eine Perrücke trägt, und Schuhe und
 Strümpfe.“ Die Aeltern staunten die Kinder an, die nun
 ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem frem-
 den Kinde, von seiner Mutter der Feen-Königin, von
 dem Snomen-König Pepsier und von dem Kampf des Fa-
 sanenfürsten mit ihm erzählten. „Wer hat Euch denn
 die tollen Dinge in den Kopf gesetzt, habt Ihr geträumt
 oder was geschah sonst mit Euch?“ so fragte Herr von
 Brakel einmal über das andere; aber die Kinder blie-
 ben dabei, daß sich alles so zugetragen wie sie es erzäh-
 lten, und daß der häßliche Pepsier der sich für den Herrn
 Magister Tinte fälschlich ausgegeben, todt im Walde
 liegen müsse. Die Frau von Brakel schlug die Hände
 über den Kopf zusammen und rief ganz traurig: „Ach
 Kinder, Kinder, was soll aus Euch werden, wenn Euch
 solche entseßliche Dinge in den Sinn kommen und Ihr
 Euch davon nichts ausreden lassen wollt!“ — Aber der
 Herr von Brakel wurde sehr nachdenklich und ernsthaft.
 „Felix Du bist nun schon ein ganz verständiger Junge,
 und ich kann es Dir wohl sagen, daß auch mir der Herr
 Magister Tinte von Anfang an ganz seltsam und verwun-
 derlich vorgekommen ist. Ja es schien mir oft, als habe
 es mit ihm eine besondere Verwandtniß, und er sey gar
 nicht so wie andere Magister. Noch mehr! — ich so-
 wohl als die Mutter, beide sind wir mit dem Herrn Ma-
 gister Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich,
 weil er ein Naschmaul ist, alle Süßigkeiten beschnuppert
 und dabei so häßlich brummt und summt, er wird daher
 auch wohl nicht lange bei uns bleiben können. Aber nun,
 lieber Junge, besinne Dich einmal, gesetzt auch, es gebe
 solche garstige Dinger wie Snomen seyn sollen, wirklich
 in der Welt, besinne Dich einmal ob ein Herr Magister
 wohl eine Fliege seyn kann?“ — Felix schaute dem
 Herrn von Brakel mit seinen blauen klaren Augen ernst-
 haft ins Gesicht. Der Herr von Brakel wiederholte
 die Frage: „Sag' mein Junge! kann wohl ein Herr
 Magister eine Fliege seyn?“ Da sprach Felix: „Ich

habe sonst nie daran gedacht, und hätte es auch wohl
 nicht geglaubt wenn mir es nicht das fremde Kind ge-
 sagt, und ich es mit eigenen Augen gesehen hätte, daß
 Pepsier eine garstige Fliege ist und sich nur für den Ma-
 gister Tinte ausgegeben hat. — Und Vater,“ fuhr Felix
 weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor
 Bewunderung gar nicht weiß was er sagen soll, still-
 schweigend den Kopf schüttelte, „und Vater, sage, hat
 Dir der Herr Magister Tinte selbst nicht einmal ent-
 deckt, daß er eine Fliege sey? — habe ich's denn nicht
 selbst gehört, daß er Dir hier vor der Thüre sagte, er
 sey auf der Schule eine muntere Fliege gewesen? Nun
 was man einmal ist, das muß man, denk ich, auch blei-
 ben. Und daß der Herr Magister, wie die Mutter zu-
 gesteht, so ein Naschmaul ist und an allem Süßen schnup-
 pert, nun Vater! wie machen's denn die Fliegen anders?
 und das häßliche Summen und Brummen?“ „Schweig,“
 rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, „mag der Herr
 Magister Tinte seyn was er will, aber so viel ist gewiß,
 daß der Fasanenfürst ihn nicht todtgebissen hat, denn
 dort kommt er eben aus dem Walde!“ Auf dieses Wort
 schrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hin-
 ein. In der That kam der Magister Tinte den Birken-
 Gang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Au-
 gen, zerzauster Perrücke, im abscheulichen Summen und
 Brummen sprang er von einer Seite zur andern hoch auf,
 und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man
 es krachen hörte. So herangekommen, stürzte er sich so-
 fort in den Napf, daß die Milch überströmte die er ein-
 schürfte mit wiebrigem Nauschen. „Aber ein tausend
 Gotteswillen, Herr Magister Tinte, was treiben Sie?“
 rief die Frau von Brakel. „Sind Sie toll geworden, Herr
 Magister, plagt Sie der böse Feind?“ schrie der Herr
 von Brakel. Aber alles nicht achtend schwang sich der
 Magister aus dem Milchnapf, setzte sich auf die Butters-
 brödtle hin, schüttelte die Rockschöße und wußte mit den
 dünnen Beinchen geschickt darüber hinaufzulaufen und sie
 glatt zu streichen und zu sätteln. Dann stärker summend
 schwang er sich gegen die Thüre, aber er konnte sich nicht
 hineinschieben ins Haus, sondern schwankte wie betrunken
 hin und her, und schlug gegen die Fenster an, daß es klir-
 rte und schwirrte. „Ha Patron,“ rief der Herr von
 Brakel, „das sind dumme unnütze Streiche, wart das
 soll Dir übel bekommen.“ Er suchte den Magister bei
 dem Rockschöß zu haschen, der wußte ihm aber geschickt
 zu entgehen. Da sprang Felix aus dem Hause mit der
 großen Fliegenklatsche in der Hand, die er dem Vater
 gab. „Nimm Vater, nimm,“ rief er, „schlag ihn todt
 den häßlichen Pepsier.“ Der Herr von Brakel ergriff
 auch wirklich die Fliegenklatsche, und nun ging es her
 hinter dem Herrn Magister. Felix, Christlieb, die Frau
 von Brakel hatten die Servietten vom Tische genommen
 und schlangen sie, den Magister hin und her treibend,
 in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich
 Schläge gegen ihn führte die leider nicht trafen, weil
 der Magister sich hütete auch nur einen Augenblick zu
 ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd —
 Summ — Summ — Summ — Summ — Errr —
 Errr — stürmte der Magister auf und nieder — und
 Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Bra-
 kels Schläge, und huß — huß — hezten Felix und Christ-
 lieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang
 es dem Herrn von Brakel den Magister am Rockschöß
 zu treffen. Nachzend stürzte er zu Boden, aber in dem
 Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem
 zweiten Schläge treffen wollte, schwang er sich mit er-
 neuer doppelter Kraft in die Höhe, stürmte tausend
 und brausend nach den Birken hin und ließ sich nicht
 wieder sehen. „Gut daß wir den fatalen Herrn Magis-
 ter Tinte los sind!“ sprach der Herr von Brakel, „über

meine Schwelle soll er nicht wieder kommen.“ „Nein das soll er nicht,“ fiel die Frau von Brakel ein, „Hofmeister mit solchen abscheulichen Sitten können nur Unheil stiften, da wo sie Gutes wirken sollen. Prahl mit den Wissenschaften und springt in den Milchnapf! — Das nenne ich mir einen schönen Magister.“ — Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: „Heiße — Papa hat dem Herrn Magister Tinte mit der Fliegenklatsche eins auf die Nase versetzt und da hat er Heiß aus genommen! — Heiße — heiße!“ —

Was sich weiter im Walde begab, nachdem der Magister Tinte fortgejagt worden.

Felix und Christlieb athmeten frei auf, als sey ihnen eine schwere drückende Last vom Herzen genommen. Vor allem dachten sie aber daran, daß nun, da der häßliche Pöpsel von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren, und so wie sonst mit ihnen spielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen sie in den Wald; aber es war alles still und wie verdet darin, kein lustiges Lied von Fink und Zeisig ließ sich hören, und statt des fröhlichen Rauschens der Gebüsche, statt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angstvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunstigen Himmel. Bald thürmte sich ein schwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Christlieb schloß sich zitternd und zagend an Felix an; der sprach aber: „Was fürchtest Du Dich so, Christlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen.“ Sie gingen an zu laufen, doch wußten sie selbst nicht, wie es geschah, daß sie statt aus dem Walde herauszukommen, immer tiefer hineingeriethen. Es wurde finsterner und finsterner, dicke Regentropfen fielen herab, und Wäse fuhren zischend hin und her! — Die Kinder standen an einem dichten Gestrüpp. „Christlieb,“ sprach Felix, „laß uns hier ein bißchen unterdecken, nicht lange kann das Wetter dauern.“ Christlieb weinte vor Angst, that aber doch, was Felix geheiß. Aber kaum hatten sie sich hingesezt in das dicke Gebüsch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen sprach: „Dumme Dinger! — einfältiges Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt, was Ihr mit uns anfangen sollt, nun könnt Ihr sitzen ohne Spielsachen, Ihr einfältigen Dinger!“ Felix schaute sich um, und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die sich aus dem Gestrüpp, wo er sie hineingeworfen, erhoben, ihn mit todten Augen anstarrten, und mit den kleinen Händchen herumfochten und handthierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwischerte und klirrte, und der Jägermann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: „Wart — Wart, Du Junge, Du Mädel, wir sind die gehorsamen Zöglinge des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier seyn, und da wollen wir Euch Euren Trost schon eintränken!“ — Entsetzt, des Regens, der nun herabströmte, der krachenden Donnerschläge, des Sturms, der mit dumpfen Brausen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, konnten die Kinder von dannen, und geriethen an das Ufer des großen Teichs, der den Wald begrenzte. Aber kaum waren sie hier, als sich aus dem Schilf Christliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob, und mit häßlicher Stimme quakte: „Dumme Dinger, einfältiges Volk — habt mich verachtet — habt nicht gewußt, was Ihr mit mir anfangen sollt, nun könnt Ihr sitzen ohne Spielsachen, Ihr einfältigen Dinger; warte, warte Du Junge, Du Mädel, ich bin

der gehorsame Zögling des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier seyn, und da werden wir Euch Euren Trost schon eintränken!“ — Und dann spritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die schon vom Regen angeknäpft waren, ganze Ströme Wasser ins Gesicht. Felix konnte diesen entsetzlichen Spuk nicht ertragen, die arme Christlieb war halb todt, auf's neue rannten sie davon, aber bald mitten im Walde sanken sie vor Angst und Erschöpfung nieder. Da summtete und brauste es hinter ihnen. „Der Magister Tinte kommt,“ sprach Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch, so wie der armen Christlieb, die Sinne. Als sie wieder aus diesem Schlafe erwachten, befanden sie sich auf einem weichen Moosflüß. Das Wetter war vorüber, die Sonne schien hell und freundlich, und die Regentropfen hingen, wie funkelnde Edelsteine an den glänzenden Büschen und Blumen. Hoch verwunderten sich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren, und sie gar nichts von der Kälte und Nässe spürten. „Ach,“ rief Felix, indem er beide Arme hoch in die Lüfte emporstreckte, „das fremde Kind hat uns beschützt!“ Und nun riefen beide, Felix und Christlieb, laut, daß es im Walde widerklingte. „Ach, Du liebes Kind, komm doch nur wieder zu uns, wir sehnen uns ja so herzlich nach Dir, wir können ja ohne Dich gar nicht leben!“ — Es schien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüsche funkelte, von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben, aber riefen auch wehmüthiger die Kinder nach dem hohen Gespielen, nichts ließ sich weiter sehen. Traurig schlüpfen sie nach Hause, wo die Aeltern, nicht wenig wegen des Ungemitters um sie bekümmert, sie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel sprach: „Es ist nur gut, daß Ihr da seyd, ich muß gefahren, daß ich fürchtete, der Herr Magister Tinte schwebte noch im Walde umher, und sey Euch auf der Spur.“ Felix erzählte Alles, was sich im Walde begeben. „Das sind tolle Einbildungen,“ rief die Frau von Brakel, „wenn Euch draußen im Walde solch verrücktes Zeug träumt, sollt Ihr gar nicht mehr hingehen, sondern im Hause bleiben.“ Das geschah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: „Liebe Mutter, laß uns ein bißchen in den Wald laufen,“ so sprach die Frau von Brakel: „Geht nur, geht, und kommt hübsch ordentlich zurück.“ Es geschah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit selbst nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ sich nicht sehen, und so wie Felix und Christlieb sich nur tiefer ins Gebüsch wagten oder sich dem Entendeich naheten, so wurden sie von dem Jäger, dem Harfenmannlein, der Puppe ausgehöhnt: „Dumme Dinger, einfältiges Volk, nun könnt Ihr sitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit und artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältiges Volk!“ — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hause.

V e s c h l u ß.

„Ich weiß nicht,“ sprach der Herr Thobdons von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, „wie mir seit einigen Tagen so seltsam und wunderbar zu Muthe ist. Beinahe möchte ich glauben, daß der böse Magister Tinte mir es angethan hat, denn seit dem Augenblicke, als ich ihm eins mit der Fliegenklatsche versetzte, hat ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Woll.“ In der That wurde auch der Herr von Brakel mit jenem Tage matter und blässer. Er durchstreift nicht mehr wie sonst die Kur, er polterte und wirtschafte nicht mehr im Hause umher, sondern saß stumm und in tiefe Gedanken versenkt, und dann ließ er sich von Felix und Christlieb erzählen, wie es sich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachten die denn nun recht und

vollern Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hause, dann lächelte er wehmüthig, und die Thränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten sich Felix und Christlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe, und sie der Lufterei der häßlichen Puppen im Gebüsch und im Ententeiche bloß stelle, weshalb sie gar nicht mehr sich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zusammen in den Wald gehen, die bösen Böglinge des Herrn Magister Zinte sollen Euch keinen Schaden thun!“ so sprach an einem schönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Christlieb, nahm sie bei der Hand und gieng mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemals voller Glanz, Wohlgeruch und Gesang war. Als sie sich ins weiche Gras und duftende Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: „Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen, und ich kann es nun gar nicht mehr aufschreiben, Euch zu sagen, daß ich eben so gut wie Ihr das tolle fremde Kind, das Euch hier im Walde so viel Herrliches schauen ließ, kannte. Als ich so alt war wie Ihr, hat es mich so wie Euch besucht, und die wunderbaren Spiele gespielt. Wie es mich dann verlassen hat, darauf kann ich mich gar nicht besinnen, und es ist mir ganz unerkärllich, wie ich das tolle Kind so ganz und gar vergessen konnte, daß ich, als Ihr mir von seiner Erscheinung erzählet, gar nicht daran glaubte; wie wohl ich oftmals die Wahrheit davon leise ahnte. Seit einigen Tagen gebecke ich aber so lebhaft meiner schönen Jugendzeit, wie ich es seit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da ist denn auch das tolle Zauberkind so glänzend und herrlich, wie Ihr es gesehen habt, mir in den Sinn gekommen, und dieselbe Sehnsucht, von der Ihr ergriffen, erfüllt meine Brust, aber sie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühle es, daß ich zum letztenmal hier unter diesen schönen Bäumen und Büschen sehe, ich werde Euch bald verlassen, Ihr Kinder! — Haltet, wenn ich todt bin, nur recht fest an dem todtten Kinde!“ — Felix und Christlieb waren außer sich vor Schmerz, sie weinten und jammerten, und riefen laut: „Mein Vater — nein, Vater, Du wirst nicht sterben, Du wirst noch lange, lange bei uns bleiben, und so wie wir mit dem fremden Kinde spielen!“ — Aber Tags darauf lag der Herr von Brakel schon krank im Bette. Es erschien ein langer hagerer Mann, der dem Herrn von Brakel an dem Puls fühlte, und darauf sprach: „Das wird sich geben!“ Es gab sich aber nicht, sondern der Herr von Brakel war am dritten Tage todt. Ach, wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie schrien sie laut: „Ach unser Vater — unser lieber Vater!“ — Bald darauf, als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erschienen ein paar häßliche Männer im Hause, die beinahe ausahen wie der Magister Zinte. Die erzkärtten der Frau von Brakel, daß sie das ganze Gütchen und alles im Hause in Beschlag nehmen müßten, weil der verstorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel schuldig geworden sey, der nun das Seinige zurük verlange. So war denn nun die Frau von Brakel bitterarm geworden, und mußte das schöne Dörfchen Brakelheim verlassen. Sie wollte zu einem Verwandten hin, der nicht fern wohnte, und schnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäsche und den geringen Kleidungsstücken, die man ihr gelassen; Felix und Christlieb mußten ein Gleiches thun, und so zogen sie unter vielen Thränen fort aus dem Hause. Schon hörten sie das ungestüme Kräuseln des Waldstroms, über dessen Brücke sie wollten, als die Frau von Brakel vor

bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden sank. Da fielen Felix und Christlieb auf die Knie nieder und schluchzten und jammerten: „O wir armen unglücklichen Kinder! nimmt sich denn keiner unsers Elends an?“ In dem Augenblick war es, als werde das ferne Kräuseln des Waldstroms zu lieblicher Musik, das Gebüsch rührte sich in ahnungsvollem Säuseln — und bald strahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelndem Feuer. Das fremde Kind trat aus dem süßduftenden Laube hervor, aber von solchem blendendem Glanz umflossen, daß Felix und Christlieb die Augen schließen mußten. Da fühlten sie sich sanft berührt, und des fremden Kindes holde Stimme sprach: „O klagt nicht so, Ihr meine lieben Gespielen! Liebe ich Euch denn nicht mehr? Kann ich Euch denn wohl verlassen? Nein! — seht Ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, so umschwebe ich Euch doch beständig, und helfe Euch mit meiner Macht, daß Ihr froh und glücklich werden sollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie Ihr es bis jetzt gethan, dann vermag der böse Pfeffer und kein anderer Widersacher etwas über Euch! — liebt mich nur stets recht treulich!“ „O das wollen wir, das wollen wir!“ riefen Felix und Christlieb, „wir lieben Dich ja mit ganzer Seele. Als sie die Augen wieder aufzuschlagen vermochten, war das fremde Kind verschwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen, und sie empfanden die Wärme des Himmels, die in ihrem Innersten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete sich nun auch langsam empor, und sprach: „Kinder! ich habe Euch im Traum gesehen, wie Ihr wie in lauter funkelndem Golde standet, und dieser Anblick hat mich auf wunderbare Weise erfreut und getröstet.“ Das Entzücken strahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochrothen Wangen. Sie erzählten, wie eben das fremde Kind bei ihnen gewesen sey und sie getröstet habe; da sprach die Mutter: „Ich weiß nicht, warum ich heute an Euer Märchen glauben muß, und warum dabei so aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getroßt weiter gehen.“ Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißten. Alles, was Felix und Christlieb unternahmen, gerieth so überaus wohl, daß sie sammt ihrer Mutter froh und glücklich wurden, und noch in später Zeit spielten sie in süßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichsten Wunder seiner Heimath mitzubringen.

„Es ist wahr,“ sprach Dttmar, als Lothar geendet hatte, „Dein fremdes Kind ist ein reineres Kindermärchen als Dein Rusknaaker! aber verzeih mir, einige verdammte Schändel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, hast Du doch nicht weglassen können.“

„Das kleine Teufelchen,“ rief Sylvester, „das wie ein zahmes Eichhörnlein unserm Lothar auf der Schulter sitzt, kenne ich noch von Alters her. Er kann sein Ohr doch nun einmal nicht verschließen den seltsamen Sachen die das Ding ihm zuraunt!“

„Wenigstens“ nahm Cyprian das Wort, „sollte Lothar, unternimmt er es, Märchen zu schreiben, doch sich nur ja des Titels: Kinder-Märchen enthalten! — Vielleicht Märchen für große und kleine Kinder!“

„Der,“ nahm Vinzenz das Wort, „Märchen für Kinder und für die, die es nicht sind, so kann die ganze Welt ungeschont sich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken was er will.“ — Alle lachten und Lothar schwur in komischem Zorn, daß, da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er sich im nächsten Märchen rückwärtslos aller fantastischen Tollheit überlassen wolle.

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen. Die Freun-

de wechselseitig angeregt durch allen Ernst, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, schieden in der gemüthlichsten Stimmung.

Fünfter Abschnitt.

Aufs neue hatte das Leben in seiner stets wechselnden Gestalt die Freunde auseinander geworfen. Sylvester war zurückgegangen aufs Land, Dttmar in Geschäften verreist, Cyprian desgleichen, Bingen zwar am Orte, aber wieder einmal nach seiner gewöhnlichen Weise im Gemüth verschwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Uebel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun so bald nicht wieder verlassen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Dttmar, der eigentlich durch seine schnelle unerwartete Abreise die Beförderung des Klubs begonnen, zurück, und fand, statt wie er gehofft die Serapionsbrüderschaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum genesenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug, und den die Brüder verlassen, bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mütterlichen Laune gar hart zusetzte.

Lothar befand sich nehmlich wieder in der seltsamen Seelenstimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde schaal und ungenießbar durch die ewigen moralischen Fopperien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menschen, den sie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite gestellt als pedantischen Hofmeister, und der nun wie dieser die süßen Matronen versetze mit bitterer Arznei, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße, und so den guten Magen conservire.

„Was für eine heillose Idee,“ so rief Lothar, als Dttmar ihn bei Theodor traf, im höchsten Anmuth aus, „was für eine heillose Idee war es, uns, jede Luft, die die Zeit geschaffen, schnell überspringend, so nahe wieder aneinander, möcht' ich sagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundstein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude stützten, das für das Leben gebaut schien, und zusammenführte in wenig Monaten. Man soll sein Herz an nichts hängen, sein Gemüth nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es that. Denn gesehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unsern Serapions-Abenden zusammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Wesen so in Anspruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder sich so plötzlich zerstreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unsere Brüderschaft eben so erschien wie dem melancholischen Prinzen Hamlet, nehmlich ekel, schaal und oberflächlich!“

„Da kein Geist,“ nahm Dttmar lachend das Wort, „aus dem Grabe gestiegen ist, und Dich in mitternächtlicher Weise zur Rache gemahnt hat, da Du keine Geliebte ins Kloster schicken, keinen meuchelmörderischen König mit einem vergifteten Rappier niederstoßen darfst; so magst Du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben, und bedenken, daß es der größte Egoismus seyn würde, jedem Bunde, den in Herz und Gemüth gleich gestimmte Seelen schließen, deshalb zu entsagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerstören kann. Der Mensch darf nicht bei jeder leisesten unsanften Berührung die Fühlhörner einziehen, wie ein schüchternes überempfindliches Käferlein. Und güt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemüthlichkeit verlebte Stunden denn

für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reise habe ich an Euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubs den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter Euch verjert, allerlei Buntcs, Ergößliches vernommen, an Euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geist gegeben. — Doch was schwage ich! — Ich schwage ich! — Ist denn wohl in Lothars Seele nur die mindeste von dem, was der augenblickliche Anmuth zu ihm spricht? — Sagt er nicht selbst, daß nur die Trennung ihn verstimmt hat?“

„Theodors Krankheit,“ fiel Lothar dem Dttmar in Wort, „die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu versetzen.“

„Nun,“ sprach Dttmar, „Theodor ist genesen, was das Serapions-Klub betrifft, so weiß ich gar nicht warum er nicht für schön und vollständig geachtet werden sollte, wenn drei würdige Brüder sich versammeln und so die Brüderschaft aufrecht erhalten?“

„Dttmar,“ sprach Theodor, „hat vollkommen Recht, es ist ganz unumgänglich nothwendig, daß wir nächsten uns versammeln auf serapiontische Weise. Was gibt dem wackeren Keim, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfrischer Baum mit Blüten und Früchten. So meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, der Sylvester wird es draußen bange, und er schaut sich, wenn die Nachtigallen schweigen, nach anderer Weise, und Bingen taucht auch wohl wieder auf aus den Bergen und gackert sein Liedchen!“

„Thut was Ihr wollt,“ sprach Lothar etwas sammtlich zuvor, „nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu schaffen haben soll. Dabei will ich aber seyn, wenn ihr Euch serapiontisch versammelt, und ich schlage vor, daß, in Freund Theodor so viel als möglich in der freien Welt seyn soll, dieß im Freien geschehe.“

Die Freunde bestimmten den letzten Mai, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen schönen kleinen gar nicht besuchten Gastgarten aber als den Ort der nächsten serapiontischen Zusammenkunft.

Ein Gewitter hatte, schnell vorüberziehend und kaum und Gehüsch nur mit einigen schweren Tropfen himmelsbalsams besprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichsten Glanz stand der schöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubs der Blumen durchströmte, und fröhlich zwitschernd und trillerend rauschten die bunten Vögel durch die Zweige und badeten sich in den benetzten Zweigen.

„Wie fühle ich mich so durch und durch erquickt,“ rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten diebelaubter Linden Platz genommen, „jeder Zug des leisesten Uebelbefindens ist verschwunden, es ist mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in jeder Wechselwirkung sich selbst erst recht faßt und empfindet. In der That man muß so krank gewesen seyn als ich um dieses Gefühls fähig zu werden, das Geist und Gemüth stärkend, die eigentliche Lebensargerei schenkt, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeist selbst unmittelbar spendet. Aus meiner eigenen Brust weht der belebende Hauch der Natur, es ist mir, als schwämme ich, aller Last entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns sich wölbt!“ „Diese Befruchtung,“ nahm Dttmar das Wort, „zeigt, daß Du schon kommen genesen bist, mein lieber theurer Freund, der Dank der ewigen Macht, die Dich mit einem Drogenausstattete, stark genug dergleichen Krankheit, wie dich überfiel, zu überleben. Schon daß Du überaus genesen, ist zu verwundern, noch mehr aber, daß Du so schnell geschah.“

„Was mich betrifft,“ sprach Lothar, „so verwundere ich mich über Theodors schnelle Herstellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannst es mir glauben, Dttmar, so erbärmlich es auch mit Theodors physischem Zustande aussehens mochte, physisch ist er niemals recht krank gewesen, und so lange der Geist sich aufrecht erhält — nun es war eigentlich zum Todtärger, daß der kranke Theodor sich immer in viel besserer Stimmung befand, als ich kerngesunder Mensch, und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, sich in tollen Späßen erlustigte, wie er denn auch die seltene geistige Kraft besaß, sich manchmal seiner Fieberfantasien zu erinnern. — Viel zu sprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wolle ich ihm aber dieses, jenes erzählen in ruhigen Stunden, so winkte er mir Stillschweigen zu, meinte auch wohl, ich solle ihn seinen Gedanken überlassen, er arbeite an einer großen Composition oder sonst.“

„Ja,“ rief Theodor lachend, „ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz besondere Bewandniß! — Daß Lothar gleich, nachdem die Scrapions-Brüder sich zerstreut hatten, von dem Dämon der bösen Laune gepackt wurde, weißt Du; unmöglich kannst Du aber errathen, welchen besondern Gedanken er in dieser Zeit des Unmuths faßte? — Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag schon darnieder) und sprach: die schönsten reichsten Fundgruben für Erzählungen, Märchen, Novellen, Dramen, sind alte Chroniken. — Gyprian hat das längst gesagt, und er hat Recht. — Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zusetzte, doch sehr gut, daß Lothar da saß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, und schleppte alle Chroniken zusammen, denen er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun seyn; aber seine ganze Fantasie wurde erfüllt von den seltsamen tollen Märchen jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er sich mir in ruhigeren Stunden aufbelebende Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören, als von Krieg und Pestilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Cometen, Feuer und Wassernoth, Hexen, Auto da Fe's, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Thaten des Gott sey bei uns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine starke bedeutende Rolle spielt, so daß man gar nicht begreifen kann, warum er sich jetzt so still verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Kostüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Nun sage mir, Dttmar, sind solche Gespräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?“

„Ihr möget,“ nahm Lothar das Wort, „mich nicht ungehört verdammen. Wahr ist es und leicht zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches steckt für schreiblustige Novellisten, aber Ihr wißt es, niemals hab' ich mich sonderlich darum bekümmert, und am wenigsten um Teufeleien nebst ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novellist fertig werden konnte. Nun geräth ich aber mit Gyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und seiner Familie zu thun habe, und gestand ihm offenerzig, daß ich seine Erzählung, der Kampf der Sängers, die ich damals, als er sie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen, schützte, für ein durchaus verfehltes Nachwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli, und erzählte mir so viel aus alten Chroniken, und andern verschollenen Büchern, daß ich ganz wuir wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bitterer Unmuth ergriff, da kam mir, selbst weiß ich nicht wie es geschah, Gyprians Kampf der Sängers wieder in den Sinn, ja der Teufel selbst erschien mir in

schlafloser Nacht, und indem mir entsetzlich vor dem bösen Keel graute, konnt' ich ihm doch als stets bereiter Aidede Camp hülfbedürftiger Novellisten meine Achtung nicht versagen. Ich beschloß Euch allen zum Tode im Grouenhafsten und Entsetzlichen unsern Gyprianus noch zu überbieten.“

„Du,“ rief Dttmar lachend, „Du Lothar wolltest grauenhaft seyn und entsetzlich? Du, dessen grelle feurrile Fantasie nur den Jokusstab zu schwingen vermag?“

„Ja,“ erwiderte Lothar, „so hatt' ich es im Sinn, und der erste Schritt, den ich dazu that, war, daß ich den alten Chroniken nachstöberte, die Gyprian als wahre Schatzkästlein der Teufelei gepriesen. Aber, ich will Euch nur gestehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es wollte, gedacht. — „Das kann,“ rief Theodor lebhaft, „ich bezeugen. D es ist herrlich wie der Teufel, wie der gräulichste Hexenproceß sich gefügt hat der Laune des Schöpfers von Ruffnacker und Mausekönig! — Vernimm, o mein Dttmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobestücklein unsern wackern Lothar gekommen! Lothar hatte mich eines Tages eben verlassen, als ich, der ich schon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf seinem Schreibtisch das in der That sehr merkwürdige Buch: Hallitii Microchronicon berolinense, und gerade das Blatt aufgeschlagen fand, auf dem unter andern steht:

„In diesem Jahr wandelte auch der Däwel öffentlich auf den Straßen von Berlin, folgte den Leichenbegängnissen und gekehrte sich traurig zc.“

Du wirst glauben, mein Dttmar, daß mich diese kurze erbauliche Nachricht sehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beschriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei schneller Durchsicht überzeugte, jene seltsame Laune des Teufels oder Däwels mit einer gräulichen Mißgeburten und einem noch gräulicheren Hexenproceß in die angenehmste artigste Verbindung gesetzt hat. Hier sind diese Blätter, ich habe sie mitgebracht, Dir, mein Dttmar, zur Ergötzlichkeit.“

Theodor zog ein paar Blätter aus der Seitentasche, und reichte sie Dttmar'n hin.

„Was,“ rief Lothar heftig, „die Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes, die ich längst vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer schillernden Laune, die hast Du mir malitioser Weise entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu setzen bei verkündigen Leuten von Bildung und Geschmack? — Her damit! — her mit dem unseligen Geschreibsel, damit ich es in hunderttausend kleine Stückchen zerreiße und Preis gebe dem Spiele der Winde!“

„Mit nichten,“ sprach Theodor, „vielmehr sollst Du mir, den Du in böser Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelspuk Deiner Chroniken, zu einiger Genugthuung Deine Nachricht unserm Dttmar vorlesen, indem ich dagegen diesem aufgabe, nichts anderes darin zu suchen und zu finden als einen tollen Schwank.“

„Kann ich Dir,“ sprach Dttmar, indem ein seltsames Schächeln auf seinem Gesichte vibrirte, „denn etwas abschlagen, o mein Theodor? Du willst, daß ich mich vor diesem ungemein ernstem und sitzamen Mann was weniges blamire. Wohl, es geschehe also!“

Lothar nahm die Blätter und las:

Im Jahr ein tausend fünfhundert und ein und fünfzig ließ sich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gassen von Berlin ein Mann blicken von seinem stattlichen Ansehen. Er trug ein schönes Wamms mit Jobel verbrämt, weite Puterhosen und

geschlitzte Schube, auf dem Kopf aber ein haufschichtiges Sammtbarett mit einer rothen Feder. Seine Gebeyrden waren angenehm und sitzig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl diese mit verbindlichen wohlgelesenen Reden auf anmuthige Weise anzusprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euerm unterthänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunsch traget, damit er seine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu seyn!“ So sprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Schließsten bescheeren, der Eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!“ Eben so artig bezeigte er sich gegen die Männer, und so war es kein Wunder, daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Gasse stand, und nicht wußte, wie hinüber kommen. Denn unerachtet er sonst groß und schön gewachsen, hatte er doch einen lahmen Fuß, und mußte sich auf einen Krückstock stützen. Reichte ihm nun einer die Hand, so sprang er mit ihm wohl an die sechs Ellen hoch in die Luft, und kam über die Gasse hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig, und mancher verstauchte sich hin und wieder auch das Bein; der Fremde entschuldigte sich aber damit, daß er sonst, als noch sein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer gewesen, daß ihm daher, verhehle man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Lust anwandle, und daß er wider seinen Willen dann erlectlich in die Luft fahren müsse, als tanze er noch zu selbiger Zeit. Dabei beruhigten sich die Leute und ergötzten sich zuletzt daran, wenn bald ein Rathsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerther Mann mit dem Fremden hofte. So lustig und guter Laune aber auch der Fremde schien, so änderte sich doch sein Betragen mandmal auf ganz verwunderliche Weise. Denn es begab sich, daß er Nachts umher ging auf den Gassen und an die Thüren klopfte. Und öffneten die Leute, so stand er vor ihnen in weißen Todtenkleidern, und erhob ein jämmerliches Geheul und Geschrei, worüber sie sich gar sehr entsetzten. Andern Tages entschuldigte er sich aber, und versicherte, er sey genöthigt, das zu thun, um sich und die guten Bürger an den sterblichen Leib zu erinnern und an ihre unsterbliche Seele, zu deren Besten sie auf ihrer Hut seyn müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbniß fand sich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten, und gebedete sich gar traurig, so daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geistlichen Lieder einzustimmen. So wie er sich aber bei solcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, so war er auch ganz Vergnügen und Lust bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar stattlich auf dem Rathhause ausgerichtet wurden. Da sang er mit lauter anmuthiger Stimme die unterschiedlichsten Weisen, spielte auf der Bither, tanzte wohl Stunden lang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem gesunden Beine, das lahme geschickt an sich ziehend, und betrug sich dabei sehr ehrbar und sitzig. Das beste, und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern sahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die schönsten Verehrungen machte von güldenen Ketten und Spangen und andern höflichen Geräth. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berstin bekannt wurde, und selbst dem Churfürsten zu Ohren kam. Der meinte, ein solcher ehrenwerther Mann, wie der Fremde, müsse seinen Hof gar sehr schmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbediennung annehmen wolle. Der Fremde schrieb aber mit zinnberrothen

Buchstaben auf ein Pergamentblättlein von andertwanzig Ellen in der Breite und eben so viel in der Länge, worin er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den hochwürdigen Durchlauchtigsten Herrn ihn das ruhige Bürgerleben, welches seinem Gemüthe ganz und gar zusage, in Frieden genießen zu lassen. Worin habe er vor vielen andern Städten zu seinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgend so liebe Menschen gefunden und so viel Treue und Aufrichtigkeit, so viel Sinn für seine anmuthige Sitten, wie sie ganz in seiner eignen Art und Weise lägen. Der Churfürst und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die schönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und wußte befehl es sein Bewenden.

Es begab sich, daß zur selben Zeit des Rathsherrn Walthers Lütkens Ehefrau zum erstenmal gezeugt worden war. Die alte Wehmutter Barbara Koloffin prophezeigte, daß die hübsche gesunde Frau gewiß eines hohen Knäbleins genesen würde, und so war Herr Walthers Lütkens ganz Freude und Hoffnung.

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit gewesen, pflegte dann und wann bei ihm einzusprechen, und so kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermuthet eintrat, als eben die Barbara Koloffin gegen.

So wie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob sie ein lautes helles Freudengeschrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angesichts sich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen sich rötheten, kurz als wenn Tugend und Schönheit, die sie längst Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wollten. „Ach, ach, Herr Junker, seh' ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ei! — seyd mir doch schönstens gegrüßt!“ — so rief die Barbara Koloffin, und war beinahe dem Fremden zu Füßen gesunken. Der hob sie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus seinen Augen sprühten. Doch niemand verstand, was er mit der Alten sprach, die bleich und runzlicht wie vorher, sich leise wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

„Lieber Herr Lütkens,“ sprach nun der Fremde zu dem Rathsherrn, „seht Euch wohl vor, daß in Euerem Hause nichts Böses geschehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich zu statten gehe. Die alte Barbara Koloffin ist in ihrer Kunst gar nicht so geschickt, wie Ihr wohl vermuthen möget. Ich kenne sie schon lange, und weiß es wohl, daß sie schon mandmal Böchernerin und Kind vermaltes Weiden, dem Herrn Lütkens und seiner Hausfrau bei dem ganzen Vorgange sehr ängstlich und unbehilflich zu Muth geworden, und schöpften sie gegen die Barbara Koloffin, zumal wenn sie daran dachten, wie die Alte sich in Gegenwart des Fremden so seltsamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß sie wohl gar die Kunst treibe. Deshalb verboten sie ihr wieder über die Schwelle des Hauses zu kommen, und sahen sich mit einer andern Wehmutter um.“

Als dieß geschah, wurde die alte Barbara Koloffin sehr zornig und rief: Herr Lütkens und seine Hausfrau sollten das Unrecht, das sie ihr anthäten, noch härter bereuen.

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bitteres Herzeleid und tiefen Gram, als seine Hausfrau statt des hohen Knäbleins, das die Barbara Koloffin prophezeit, einen abscheulichen Welpen selbst zur Welt brachte. Das Ding war ganz kastanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, eine Nase, eine weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf stand ihm zwischen den Schultern, der Leib war runzlicht und geschwollen.

Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütken's klagte und lamentirte gar sehr. „Du gerechter Himmel!“ rief er, „was soll denn daraus werden? Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußstapfen treten? Hat man jemals einen kastanienbraunen Rathsherrn gesehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe!“

Der Fremde tröstete den armen Herrn Lütken's, so gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Gestalt beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er sich doch zu behaupten, daß er mit seinen dicken großen Augen gar verständlich umherblicke, und auf der Stirn zwischen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Rathsherr, so könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft absonderliche Garsigkeit sehr wohl ansehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders seyn, Herr Lütken's mußte im Herzen sein Unglück der alten Barbara Roloffin zuschreiben, zumal als er vernahm, daß sie während der Niederkunft seiner Hausfrau vor der Thüre auf der Schwelle gestessen, und Frau Lütken's unter vielen Thränen versicherte, daß sie während den Geburtschmerzen das häßliche Gesicht der alten Barbara stets vor Augen gehabt und solches nicht los werden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütken's nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandthaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab sich nehmlich, daß nach einiger Zeit sich um die Mittagsstunde ein grausames Wetter und ungestümmter Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen sahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brausend durch die Lüfte über die Hausdächer und Thürme hinweggeführt und auf einer Wiese vor Berlin unverfehrt niedergesetzt wurde.

Nun war an den bösen Höllenkünsten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütken's trat mit seiner Anklage hervor, und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie läugnete hartnäckig alles, bis man mit der scharfen Frage wider sie verfuhr. Da vermochte sie nicht, die Schmerzen zu erdulden, und gestand, daß sie im Bündniß mit dem leidigen Satan schon seit langer Zeit allerlei heillose Zauberkünste treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütken's verhext, und ihr die abscheuliche Mißgeburt untergeschoben, außerdem aber mit zwei andern Herren aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teuflische Galan den Hals umgedreht, viele Christenkinder geschlachtet und gekocht, um Theuerung im Lande zu erregen.

Nach dem Urtheilspruch, der bald erfolgte, sollt' das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daselbst erbaute Gerüst geführt. Man befahl ihr, den schönen Pelz, den sie angethan, abzulegen; das wollte sie aber durchaus nicht thun, sondern bestand darauf, daß die Henkersknechte sie, gekleidet wie sie war, an den Pfahl binden sollten, welches dann auch geschah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der riesengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinsarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die schwarzen Rauchwolken auf, die prasselnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da schrie sie mit gellender entsetzlicher Stimme: „Satan — Satan! hältst Du so den Pakt, den Du mit mir geschlossen! — Hilf Satan, Hilf! meine Zeit ist noch nicht aus!“

Und plötzlich war der Fremde verschwunden, und von dem Ort, wo er gestanden, rauschte eine große Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob sich kreischend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in sich zusammen und verlöschte.

Grausen und Entsetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen, als der Teufel selbst, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er sich so lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebehret, und mit höllischer Arglist den Rathsherrn Walter Lütken's und viele andere weise Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß ist die Macht des Teufels, vor dessen Arglist uns Alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, schaute er dem Dttmar ins Gesicht mit dem unbeschreiblich komischen süßsauren Blick, der ihm zu Gebote stand in reger Selbstironie.

„Nun was sagst du Dttmar,“ rief Theodor, als jener schwieg, „zu Lothars artiger Teufelei, an der das Beste ist, daß sie sich nicht zu breit macht?“

Dttmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß war er ganz still und ernst geworden. „Ich gestehe,“ sprach er jetzt, „daß in Lothars Erzählung, Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen soll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewissen drolligen Naivetät vorherrscht, die eigentlich dem Charakter des deutschen Teufels ganz angemessen ist, daß ferner bei dem Hopsen des Teufels mit ehrenwerthen Männern über die Gasse, bei dem kastanienbraunen Schismatiker, der nicht ein schöner glauer Rathsherr, wohl aber ein garsriger Gelehrter werden kann u. s. w., dasselbe Pferdelein Capriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Rusknacker schrieb. Doch eben ein anders Pferdelein, mein' ich, hätte er reiten sollen, und selbst kann ich nicht sagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemüthlich komische Einbruch, den vielleicht die ersten Zeilen hervorbringen könnten, hinschwindet in Nichts, und aus diesem Nichts sich dann zuletzt etwas ganz Ungemüthliches, Unbehagliches entwickelt, das die Schlussworte, welche wiederum zu jener Naivetät zurückführen sollen, nicht zu vertilgen vermögen.“

„Du allerweisen Kritiker allerweiserer!,“ rief Lothar, „der du dem Unbedeutendsten, das ich jemals schrieb, die Ehre anthust, es Brill auf der Nase sorglich zu sezieren, vernimm, daß es mir selbst längst zum anatomischen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht selbst mein kleines Nachwerk das Produkt einer schilf-lernenden Laune, habe ich nicht selbst das Anathema darüber ausgesprochen? — Doch es ist gut, daß ich es Euch vorlas, denn es giebt mir Gelegenheit, über Geschichten der Art mich recht auszupredigen, und ich hoffe Euern Beifall einzuärndten, ihr guten Serapionsbrüder!“

Zuförderst will ich dir also, geliebter Dttmar, recht genau den Keim des unbehaglichen, oder besser unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erst ergöhen wolltest daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebst. Mag der ehrliche alte Dastig Anlaß gehabt haben, jenes seltsame Ereigniß, wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für

uns rein fantastisch, und selbst das Unheimliche Spukhafte, das sonst dem „furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung“ bewohnt, kann, durch den komischen Contrast, in dem es erscheint, nur jenes seltsame Gefühl hervorbringen, das, eine eigenthümliche Mischung des Grauenhaften und Ironischen, uns auf gar nicht unangenehme Weise spannt. Anders verhält es sich mit den leidigen Hexengeschichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen seinen Schrecken. Mir wars, als ich von der Hinrichtung der Barbara Klotzlin las, als sah' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen, und alle Gräuel der furchterlichen Hexenprozesse traten mir vor die Seele. Ein paar roth funkelnde Augen, ein struppiges schwarzes oder graues Haar, ein ausgehörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünsten zuzuschreiben, ihr in aller juristischen Form zu Weibe zu gehen, und sie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die scharfe Frage (Tortur) bestätigte die unsinnigsten Anklagen und entschied alles.“

„Werkwürdig,“ unterbrach Theodor den Lothar, „höchst merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimüthig ohne allen Zwang ihr Bündniß mit dem Bösen eingestanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Original-Akten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum, als ich Geständnisse las, vor denen mir die Haut schauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menschlichen Körper in irgend ein Thier verwandelt, von Ritten auf dem Besenstiel, kurz von allen den Teufelskünsten, wie sie in alten Mährchen vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frech das unzüchtige Verhältniß mit dem unsaubern höllischen Galan, zuweilen sogar unaufgefordert eingestanden. Sagt, wie konnte das geschehen?“

„Mit dem Glauben,“ erwiderte Lothar, „an das teuflische Bündniß kam das Bündniß selbst.“

„Wie? — was sagst du?“ riefen beide, Dttmar und Theodor.

„Versteht mich nur recht,“ fuhr Lothar fort. „Gewiß ist es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an seiner sichtbaren Erscheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Wesen, die man so grausam mit Feuer und Schwert verfolgte, an alles das wirklich glaubten, dessen man sie beschuldigte. Ja daß manche in bösem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünste nach dem Bündniß mit dem Satan trachteten, Gewinnes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zustande des Wahnsinns, den Sinn verschörende Tränke, entsetzliche Beschwörungen erzeugt, den Bösen erblickten, und jenes Bündniß wirklich schlossen, das ihnen übermenschliche Macht geben sollte, ist eben so gewiß. Die tollsten Hirngespinnste, wie sie jene Geständnisse enthalten, die auf innerer Ueberzeugung beruhen, erscheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche seltsame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen schon der Hysterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büsten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewohl zu hart, mit dem grausamsten Tode. Es ist unmöglich, jenen alten Hexenprozessen den Glauben abzusprechen, in sofern sie durch Zeugen oder sonst ganz ins Klare gesetzte Thatfachen enthalten, und da findet sich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert Euch der schauerhaften Erzählung unseres herrlichen Dieb, Liebezäuber benannt. Die grauenhafte furchterliche That des entsetzlichen Weibes, die das unschuldige liebe-liche Kind schlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und so war oft der Feuer-

tod nur die gerechte Strafe des grausamsten Mordes.“

„Mir steigt,“ nahm Theodor das Wort, „die Erinnerung auf an einen Moment, in dem mir eine solche furchterliche That recht dicht vor Augen gerückt wurde, und mich mit dem tiefsten Entsetzen erfüllte! — Während meines Aufenthalts in W. besuchte ich das reizende Lustschloß, von dem es irgendwo mit Recht heißt, es schwimme in dem spiegelhellen See, wie ein herrlicher stolzer Schwam. Man hatte mir schon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Besizer desselben, der nicht weniger gar zu langer Zeit starb, mit Hilfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünste getrieben haben sollte, und daß der alte Kastellan, verstehe man sein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt vor mir dieser Alte höchst merkwürdig. Denkt Euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefsten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verrathend, denkt Euch, daß dieser Mann, den Ihr auf den ersten Blick für einen gemeinen Diener hiellet, mit Euch die Ihr die Landesprache nicht versteht, wie ihr wollt, entweder das reinste eleganteste Französisch, oder eben so italienisch redet! Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schicksale seines Herrn gedachte, und mich dabei in die Geschichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu bezaubern. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemälde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmutz erscheinen, und wurde immer wärmer und vertraulicher. Endlich schloß er ein kleines Kabinett auf, dessen Fußboden aus weißen Marmortafeln bestand, und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Kasten von Bronze befindlich. Die Wände schienen ihres vorzüglichen Schmucks beraubt. Ich wußte, daß sich mich an diesem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schlosses verblendet, behört durch die Luft an den üppigen Genüssen des Lebens, sich herabgewürdigt haben sollte zu bösen Versuchen. Als ich einige Worte darüber sagen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der schmerzlichen Wehmuth gen Himmel, und sprach dann tief aufseufzend:

„D heilige Jungfrau, hast du denn verziegen?“ Dann wies er schweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefügt lag. Ich betrachtete die Platte genau, und wurde gewahr, daß sich einige röhliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer scharfer und scharfer hinblickte, hiß Himmel, da trat, wie aus einem deformirten Gemälde, dessen versteinerte Einamente sich nur einen, wenn man es durch ein besonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menschlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzergewidenden Jammer des Zerkampfes aus dem Stein aufschaute. Aus der Brust quollen Blutstropfen, der übrige Theil des Körpers verlor sich wie in ein Gewässer hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entsetzen, das mich übermannt wollte. Ich war keines Wortes mächtig, schweigend verließen wir den schauerlichen verhängnißvollen Ort. — Erst im Park lustwandeln überwand ich das unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kastellans konnte ich schließen, daß jenes verruchte Wesen, das sich dem sonst großherzigen gemüthvollen Herrn angedrängen wußte, ihm den schönsten seiner Wünsche, ein fehlbares dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebe zu erfüllen verhieß mittelst schwarzer Künste, und ihn dadurch verlockte zum Entsetzlichen.“

„Das ist,“ rief Dttmar, „etwas für unsern Coprius, der würde sich erfreuen an dem blutigen Kinde in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kastellan seine Augen gewinnen.“

„Mag alles,“ fuhr Theodor fort, „auf thörichte Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verstreute Fabel seyn, mag der besonders geaderte Stein das Kind so darstellen, wie eine lebendige Fantasie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Wälder herausfindet, irgend etwas Unheimliches muß sich doch wirklich begeben haben, da sonst der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn so tief in der Seele getragen, ja jenem wunderbaren Stein solch eine gräßliche Bebeutung gegeben hätte.“

„Wir wollen,“ sprach Dttmar, „gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Verwandtschaft mit der Sache hat, für jetzt aber die Herrn Herren seyn lassen, und uns nur noch einmal zum teutschen Teufel wenden, über den ich doch Einiges beizubringen gedenke. Ich meine nemlich, daß die wahrhaftige teutsche Gemüthlichkeit sich recht in der Art ausdrückt, wie der leidige Satan dargestellt wird, im menschlichen Leben handthierend. Er versteht sich auf alles Unheil, Grauen und Entsetzen, auf alle Verführungskünste, er vergift nicht den frommen Seelen nachzustellen, um so viele als möglich für sein Reich zu gewinnen. Aber dabei ist er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueste, pünktlichste hält er sich an den geschlossenen Kontrakt, und so kommt es denn, daß er gar oft überlistet wird, und wirklich als dummer Teufel erscheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: das ist ein dummer Teufel! Aber noch mehr, der Charakter des teutschen Satans hat eine wunderbare Beimischung des Humoresken, durch die das eigentlich sinnverstörende Grauen, das Entsetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöst, verquickt wird. Die Kunst, den Teufel ganz auf diese deutsch gemüthliche Weise darzustellen, scheint aber verloren, denn in den neuen Teufelspufgeschichten ist jene Mischung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurst, oder das Grauenhafte, Unheimliche gereißt das Gemüth.“

„Du vergiffst,“ unterbrach Lothar den Dttmar, „eine neue Erzählung, in der jene Mischung des wunderbaren Gemüthlichen, das wenigstens an das Komische anstreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich gerathen ist, und die Wirkung jener einfachen alterthümlichen Teufelspufgeschichten in ganzem Maas hervorbringt. Ich meine Fouqué's meisterhafte Erzählung: das Galgenmännlein, für dessen Brüberlein, Könn' es noch geboren werden, ich gern einige Harnischmänner eintauschen möchte. Trotz des kleinen grauenhaft munteren Kerls in der Flasche, der in der Nacht herauswächst, und sich rauhhaarig an die Backe des von fürchterlichen Träumen geängsteten Herrn legt, trotz des entsetzlichen Mannes in der Bergschlucht, dessen mächtiger Rappe wie eine Flegel die steile Felsenwand hinanklimmt, trotz alles Unheimlichen, das in der Geschichte gar reichlich vorhanden, ist die Spannung, die sie im Gemüth erzeugt, nichts weniger als verstörend. Die Wirkung gleicht der eines starken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohlthuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebenskraft der einzelnen Bilder liegt es, daß, ist man beim Schluß selbst von der Wonne des armen Teufels, der sich glücklich aus den Klauen des bösen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all' die Szenen, die in das Gebiet des gemüthlich Komischen streifen, z. B. die Geschichte vom Halbheller, hell aufleuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend eine Teufelsgeschichte mich auf so seltsam wohlthuende Weise gespannt, aufgereggt hätte, als eben Fouqué's Galgenmännlein.“

„Es ist gar nicht zu bezweifeln,“ nahm Theodor das Wort, „daß Fouqué den Stoff seines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen.“

„Ich will,“ erwiderte Lothar, „nicht glauben, daß Du, sollte das wirklich der Fall seyn, deshalb das Verdienst des Dichters auch nur im mindesten geschmälert achtest, und so mit gewöhnlichen Rezenfenten gleichen Sinnes bist, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert, gleich nachzuspüren, wo etwa der Grundstoff zu diesem und jenem poetischen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen sie mit vielem Pomp, stolz auf den armen Dichter hinabschauend, der nichts that, als die Figur kneten aus einem Teig, der schon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in sein Innres aufnahm, als ob die Gestaltung des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter beherrschen müsse! — Doch wir wollen uns an unserm Schutzpatron, den heiligen Serapion erinnern, der selbst Geschichtliches so aus seinem Innern heraus erzählte, wie er Alles selbst mit eignen Augen lebendig erschaut und nicht wie er es gelesen.“

„Du thust,“ sprach Theodor, „mir großes Unrecht, Lothar, wenn Du glaubst, ich sey anderer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig gestaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewiesen als Heinrich Kleist in seiner vortrefflichen Klassisch gebiegenen Erzählung von dem Heshändler Kohlhaas.“

„Und um so mehr,“ unterbrach Lothar den Freund, „gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düstres Verhängniß uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menschen, so wie sie im Haßtig stehen, ganz mager und ungenügend sind. Doch weil ich eben des Haßtig gedenke, so will ich Euch nur gleich eine Erzählung vorlesen, zu der ich manche Grundzüge aus eben dem Microchronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhält, aufschrieb. Magst du, o mein Dttmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht so arg ist, als man wohl meinen möchte.“

Lothar zog ein Manuscript hervor und las:

Die Brautwahl,

eine Geschichte,

in der mehrere ganz unwohlthümliche Abenteuer vorkommen.

Erstes Kapitel,

welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Tazurieren, Hexenprozessen, Sauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbst-Aequinoctiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tuzmann aus dem Kaffeehaus, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubringen pflegte, nach seiner Wohnung zurück, die in der Spandauerstraße gelegen. In allem, was er that, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte sich daran gewöhnt, gerade während es auf den Thürmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr schlug, mit dem Rock- und Stiefelnausziehen fertig zu werden, so daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenschlage sich die Nachtmüge über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu versäumen, da die Uhren sich schon zum Gilschlagen anschickten, wollte er eben mit einem raschen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsstraße in die Spandauerstraße hineinbiegen, als ein seltsames Klopfen, das sich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden festwurzelte.

Unten an dem Thurm des alten Rathhauses wurde er in dem hellen Schimmer der Kerkerker eine lange